

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **179 (2011)**

Heft 23-24

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Kirchen- Zeitung

EIN GEIST – VIELE SPRACHEN

Ich bin ganz neu in Uppsala in Schweden, 60 Kilometer nördlich von Stockholm. Nicht als Touristin, sondern als Mitarbeiterin an der Hochschule der Jesuiten. Noch versuche ich, mich im Alltag zurechtzufinden. Ich sehe mich konfrontiert mit neuen Mentalitäten und Sprachen, einem neuen Klima und neuen Gepflogenheiten. Die kurzen Wege in der Stadt führen mich auch zur Kirche St. Lars. Der Anschlagkasten mit der Gottesdienstinformation lässt mich innehalten. In vier Sprachen steht dort: Katholische Kirche St. Lars. Darunter stehen die Gottesdienstzeiten und die Gottesdienstsprachen: Schwedisch, Englisch, Spanisch, Kroatisch, Polnisch und Arabisch! Sprachenvielfalt. Universalität – alles unter einem Dach. Erst später wird mir deutlich, wie prägnant der Anschlagkasten mit dieser trockenen Information über Zeiten und Sprachen ein Abbild der multikulturellen Bevölkerung der Stadt und insbesondere der Katholiken wiedergibt.

I
worte
unverständlich, verwirrend
machen heimatlos.
einsam inmitten
der vielen
sprachen.
ekklesia – wo?

Pfingsten wird das Geburtsfest der Kirche genannt. Ein Anfang also, auf den wir uns immer wieder zurückbesinnen dürfen. Gerade so wie an unseren eigenen Geburtstag. Dieser Aspekt der Geburt der Kirche steht an Pfingsten oft so sehr im Vordergrund, dass ein zweiter Schwerpunkt gerne in den Hintergrund gedrängt wird. Das Fest der Aus-

giessung des Heiligen Geistes ist eng verbunden mit «den vielen Sprachen». Sprachenvielfalt, Sprachenwirrwarr, aber auch Sprachverständnis mögen Anknüpfungspunkte sein für die Bedeutung des Pfingstfestes. Geradezu Unglaubliches ereignete sich damals in Jerusalem. Menschen aller Gattungen und Herkunft sind zusammengekommen. Trotz Sprachenvielfalt versteht jeder den anderen – in seiner eigenen Sprache! Über dieses Sprachverständnis möchte ich an diesem Pfingstfest nachdenken.

Das Finden der gemeinsamen Sprache

Das Wunder von Pfingsten ist das Finden der gemeinsamen Sprache und das gemeinsame Verstehen. Ein grösseres Wunder könnte es auf der Welt nicht geben. Nationalitäten spielen eine untergeordnete Rolle oder werden überwunden, Kulturen verbinden sich zu einer aufbauenden Gemeinschaft. Eine solche Alternative zur Gesellschaft könnte die kirchliche Gemeinschaft sein. In der christlichen Glaubensgemeinschaft und im Leben der Christen und Christinnen könnte Hören und Verstehen, könnte Sprechen und Verstandenwerden besonders gut zur Entfaltung kommen. Ja, aufgrund der Pfingstberichte frage ich: Wo denn sonst, wenn nicht hier?

In meiner Anfangszeit hier in Schweden erlebte ich die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten als «vorausseilendes Pfingstfest». In unserer Pfarrei begegnen sich so viele Kulturen und Sprachgemeinschaften. Da hört man beim Kirchenkaffee immer zwei oder drei Sprachen gleichzeitig. Kommuniziert wird in der Sprache, die man selber am besten spricht, und erstaunlicherweise versteht einen das Gegenüber meistens. Der junge Mann aus dem Kongo, der fließend Schwedisch spricht, versucht mich

389
PFINGSTEN

391
LESEJAHR

394
FASTENOPFER

397
KIPA-WOCHE

402
FRIEDEN

406
AMTLICHER
TEIL

PFINGSTEN

in die Pfarreigemeinschaft einzuführen. Sprachliche Barrieren zwischen uns räumt die philippinische Mutter mit Englisch aus dem Weg. Auch wenn wir nicht alles verstehen, was wir uns zu sagen haben, wissen wir, dass wir als Getaufte und Gefirmte zusammengehören. Unsere kulturelle Verschiedenheit – auch in der Feier der Liturgie – lassen wir einander. Somit ist das reiche Gottesdienstangebot in den verschiedenen Sprachen eine grosse Bereicherung, unseren Glauben leben zu können. So wird die Anschlagtafel der Gemeinde St. Lars lebendig. Ich freue mich, wenn die polnischen Kinder nach der Katechesestunde aus der Kirche kommen und «Platz» machen für den täglichen Abendgottesdienst auf Schwedisch. Letztlich geht es darum, einander verstehen zu wollen. Wer nicht verstehen will, wird nie verstehen. Waren die Jünger und Jüngerinnen am Pfingsttag nicht auch auf das Verstehen-Wollen ausgerichtet? Mit dem Versprechen Jesu, «ich werde euch einen Beistand geben», waren sie darauf vorbereitet. Verstehen ist Einstellungssache.

Fehlende Kommunikation

Das vermeintliche Zauberwort unserer Tage heisst «Kommunikation». Nicht nur die Wirtschaft, auch die Kirche will vermehrt in die Kommunikation investieren. (Kommunikationskonzepte werden erarbeitet und sind schon wieder veraltet, bevor sie umgesetzt werden können.) Eigentlich die Erfüllung des urpfingstlichen Auftrags. Täglich wird von Angesicht zu Angesicht oder virtuell kommuniziert. Und oft sprechen Menschen dennoch aneinander vorbei. Trotz *social networks* und Kommunikationstrainings nimmt – ich wage es zu behaupten – die Sprachfähigkeit von uns Menschen ab. Ja, manchmal erlebe ich genau das Gegenteil von dem, was uns die Apostelgeschichte an Pfingsten berichtet: Alle sprechen die gleiche Sprache, und keiner versteht den anderen. Wir geben Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hat, oder reden viel, ohne etwas zu sagen. Und genau hier liegt doch der wunde Punkt: An Pfingsten in Jerusalem haben nicht alle dieselbe Sprache gesprochen. Eben: ein Geist – viele Sprachen!

II

wort
vom herz
zum herz
menschen treffend
geistvoll
ausgeteilt
erwirkt
communio.

Nehmen wir die Heilige Schrift zur Hand. Wenn wir durch die Evangelien blättern, kommen uns da ganz verschiedene Sprachen entgegen, die vom

Leben Jesu berichten. Der Evangelist Lukas stellt in eigener Weise immer wieder den Menschen ins Zentrum, und Johannes schenkt uns eine ganze eigene Sprache, um über Jesus zu berichten.

Sprachenvielfalt in der Bibel

Das Neue Testament ist eine Sammlung verschiedenster Schriften und Sprachen, somit auch verschiedenster Theologien – Reden von Gott. Wie langweilig, wenn Markus wie Johannes geschrieben hätte und Paulus wie Lukas. Die Vielfalt an Sprache ist es, die uns beschenkt und Horizonte öffnet. Der auferstandene Christus bringt diese Vielfalt zur Einheit. Aber die Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit wird deshalb nicht aufgehoben. Im Gegenteil, im paulinischen Bild vom Leib Christi (2. Lesung am Pfingsttag) wird diese Fülle gar noch betont. Es ist im wahrsten Sinne ein «Mut-machen», uns so mitzuteilen, kommunikativ zu werden – mit den Gnadengaben, die uns geschenkt sind.

Nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn wir es in unserer Kirche wagen würden – in der Kraft des heiligen Geistes –, diese Vielfalt an Sprachen, das vielfältige Reden von Gott und die Vielfältigkeit der Gläubigen zu leben – leben zu lassen. Ich weiss sehr wohl, dass man ein Leben lang in seiner Muttersprache betet. Aber seit ich innert kurzer Zeit in so verschiedenen Kulturen und Sprachgruppen gelebt habe, weiss ich auch, wie bereichernd es sein kann, bewusst auf Anderssprachige und Mitchristen aus anderen Ländern zuzugehen. Mein Blick auf die Frohe Botschaft Gottes ist geprägt von meiner Situation, meinem Hintergrund. Die Perspektive eines Menschen mit anderer Sprache und kulturellem Hintergrund kann auch meinen Horizont weiten. Gerade eine Kirche, die sich immer wieder universale Kirche nennt, müsste diese Universalität in jeder Zelle ihres Daseins abbilden. Universalität sichtbar zu machen, hätte auch politisch eine durchschlagende Kraft. Kirche wäre dann wirklich eine im besten Sinne des Wortes «alternative Gesellschaft»!

III

geistbegabt:
sprechen und
sprechen lassen
verstehen und
verstehen wollen.
entflammend
das Feuer
des Geistes
weitertragen.

Pfingsten, das Fest der (Sprachen-)Vielfalt, unerhört mutmachend für die Verkündigung des Evangeliums in der Gesellschaft von heute – ansteckend wie Glut unter der Asche. Sibylle Hardegger

Sibylle Hardegger ist seit Mai 2011 in Uppsala (Schweden) am John-Henry-Newman-Institut tätig. Ihr sind zwei Projekte im Bereich «Wallfahrt in Skandinavien» und «Studentenaustausch» anvertraut.

NICHT, DAMIT ER DEN KOSMOS RICHTET

Dreifaltigkeitssonntag: Joh 3,16–18

Der Dreifaltigkeitssonntag eröffnet die Reihe der normalen Sonntage, die weder zur Oster- noch zur Weihnachtszeit gehören. Er wurde erst 1334 für die ganze Kirche eingeführt, weil er nicht den anderen Festen entspricht, die immer ein Ereignis aus dem Leben Jesu feiern. Der Christ ist in das Leben der drei göttlichen Personen einbezogen. Jedes Kreuzzeichen «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes» drückt das aus, in jedem Gottesdienst wendet sich die Gemeinde an Gott, den Vater, durch Jesus Christus im Heiligen Geist.¹

«Was in den Schriften geschrieben steht»

Der Evangeliumstext zum Dreifaltigkeitssonntag steht am Ende der Unterhaltung Jesu mit Nikodemus, der Jesus bei Nacht aufgesucht hat (Joh 3,1). Vorgängig erinnert Jesus Nikodemus, «wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat» (Joh 3,14a), um dann fortzufahren: «So muss der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der (an ihn) glaubt, in ihm das ewige Leben hat» (Joh 3,14b). Die Schlange aber musste Moses herstellen und erhöhen, weil das Volk der Israeliten nach dem Aufbruch vom Berg Hor den Mut verlor und sich gegen Gott und gegen Mose auflehnte. «Da schickte der Herr Mischlangen unter das Volk. Sie bissen die Menschen, und viele Israeliten starben. (...) Da betete Mose für das Volk. Der Herr antwortete Mose: Mach dir eine Schlange und häng sie an einer Fahnenstange auf! Jeder, der gebissen wird, wird am Leben bleiben, wenn er sie ansieht» (Num 21,5–8). Die Situation, die durch die «Meuterei» des Volkes gegen Moses und vor allem gegen Gott entstanden ist, wird durch die Kupferschlange an der Signalstange nicht verändert. Nachdem Mose sie aufgerichtet hat, ist es nicht, als wäre nichts geschehen. Die Giftschlangen sind weiterhin da und beißen nach wie vor. Insofern hat Gott der Bitte des Volkes trotz dessen Reue nicht entsprochen. Doch die Konsequenzen werden verändert. Es gibt eine Chance, eine Hoffnung auf Leben – für diejenigen, die Gott (erneut) vertrauen und dies zeigen, indem sie zur Kupferschlange aufsehen. Der Text schweigt sich darüber aus, wie viele sich überzeugen liessen. Die Situation, in der sich die Israeliten befanden, liess auch kaum die Möglichkeit zu, Untersuchungen anzustellen, die einen empirischen Zusammenhang zwischen dem Blick auf die Schlange und dem Überleben Gebissener bewiesen hätte. Die Episode wird abgeschlossen mit der Konstatierung «Wenn nun jemand von einer Schlange gebissen wurde und zu der Kupferschlange aufblickte, blieb er am Leben» (Num 21,9b) und dem Bericht, dass die Israeliten weiterzogen.

Jesus fährt in seinen Ausführungen mit dem Beginn des heutigen Evangeliumstextes fort:

«Gott hat die Welt so geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat» (Joh 3,16). Die Abgrenzung ist leicht irreführend und lässt die Argumentation als losgelöst erscheinen. Die Hingabe des Sohnes scheint der primäre Erweis der Liebe Gottes zum Kosmos zu sein. Die griechische Satzeinleitung *hutos* wird jedoch in der Regel rückbezüglich verwendet, was hier bedeuten würde, dass Jesus in der Hilfe Gottes, dem tödlichen Gift der Schlangen durch einen Akt des Vertrauens entkommen zu können und dadurch am Leben zu bleiben, als dessen Erweis seiner Liebe und Treue gegenüber seinem immer wieder murrenden Volk versteht. Diesen Liebesbeweis wiederholt und bekräftigt er durch die Hingabe des einzigen Sprosses.

Damit übernimmt Gott offenbar die Rolle Abrahams, von dem er verlangt hatte, dessen Sohn als Brandopfer darzubringen (Gen 22,2). Durch diese Aufforderung stellt Gott seine eigene Verheissung in Frage, Stammvater einer Menge von Völkern zu werden (Gen 17,4f.), denn Isaak ist der einzige rechtsgültige Spross, und Abraham kann keine Hoffnung haben, einen weiteren zu zeugen. Tatsächlich ist Abraham gezwungen, zwischen seiner Treue zu Gott und seinem Vertrauen in Gottes Verheissung zu wählen. Erst das Eingreifen Gottes – «Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiss ich, dass du Gott fürchtest ...» (Gen 22,11–13) – lässt erkennen, dass er falsch entschieden hat, dass er seine Treue nicht durch fraglosen Gehorsam, durch den er beinahe die Verheissung Gottes fraglich machte, sondern nur durch das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit Gottes wahrhaft erweisen kann. Vielleicht zwar erahnt er dies, wenn er Isaak auf dessen Frage: «Wo aber ist das Lamm für das Brandopfer?» antwortet: «Gott wird sich das Opferlamm aussuchen» (Gen 22,7f.), vielleicht ist diese Antwort nicht nur ein Ausweichen, sondern lässt das Vertrauen Abrahams und damit seine eigentliche Bewährung in dieser Prüfung durchscheinen.

Mit Johannes im Gespräch

Obwohl der für Trinitatis vorgesehene Textabschnitt durch eine Episode im Leben Jesu gerahmt ist, fokussiert er tatsächlich nicht auf das Leben Jesu als solches. Das Johannesevangelium bietet, wie so oft, eine theologische Deutung dessen, was Jesus erlebt und erleidet bzw. erleiden wird. Und wie in Num 21 die erhöhte Schlange nicht Gottes Richtspruch verkündet, sondern zum Zeichen der Hoffnung wird, so ist Christi Kreuzestod weder Hinweis auf Gottes masochistische Opfergier noch Beweis seiner Machtlosigkeit gegenüber den irdischen Realitäten. Wie die Giftschlangen, so ist

die Lebenswelt auch jetzt «in (menschlicher) Ordnung» (*kosmos*), nämlich die Konsequenz der menschlichen Handlungen und Unterlassungen (im Unterschied zur *physis*, zur Naturordnung). Das Gewordene wird durch Gottes Eingreifen nicht einfach ausradiert – und damit wird den Menschen die Verantwortung für den Zustand der Welt nicht abgenommen –, noch wird die Welt(ordnung) als per se schlecht gekennzeichnet – «nicht, damit er den Kosmos richte» (Joh 3,17b). Gottes Realität ist auch nicht einfach der Gegenpol zur Welt. Mose wird nicht aufgefordert, die Darstellung eines triumphierenden Feindes der Schlangen aufzurichten, sondern gerade die Schlange selbst, die gegenwärtige irdische Lebensrealität der Israeliten in ihrer Erstarrung. Vergleichbar zeigt nicht das Kreuz Christi eine Alternative, es verdeutlicht in krasser und verewigender Weise die Realität der römischen Unterdrückung und der jüdischen Kollaboration. In der Wüste waren die Schlangen das Synonym der Lebensbedrohung, nun sind es die Menschen selbst. Muss es daher der Menschensohn sein, der an die Signalstange gehängt wird? Offenbar kann nur ein solches Opfer genügend aufrütteln und die gegenwärtige Ordnung als todbringend und erstarrt entlarven. Doch der Blick soll nicht an der toten Schlange, dem getöteten Menschen hängen bleiben. Wer den Blick auf sie/ihn richtet, richtet sich dadurch auch auf und bekommt so die Chance zu erkennen, dass die todbringenden Gegebenheiten zwar Realität, aber nicht unüberwindbar sind, dass es im Vertrauen auf Gott möglich ist, sich dem Leben zuzuwenden und weiterzugehen – «damit die Welt durch ihn gerettet wird» (Joh 3,17c).

Es gibt keinen sachlichen Grund, im «er» und «durch ihn» in Joh 3,17bc einen Subjektswechsel gegenüber Joh 3,17a «Gott hat (...) gesandt» zu sehen. Hiskija zerschlug schlussendlich «die Kupferschlange, die Mose angefertigt hatte und der die Israeliten bis zu jener Zeit Rauchopfer darbrachten», und gerade deshalb wird von ihm berichtet: «Er setzte sein Vertrauen auf den Herrn, den Gott Israels. Unter allen Königen Judas, die nach ihm kamen oder vor ihm lebten, war keiner wie er. Er hing dem Herrn an, ohne von ihm abzuweichen, und hielt die Gebote, die der Herr dem Mose gegeben hatte» (2 Kön 18,4.5f). Vielleicht wäre es fruchtbringend, uns nun im Blick auf die Kreuzestheologie aufzurichten, um so das Augenmerk auf die Auferweckungstheologie lenken zu können, im Tod Jesu statt ein von Gott gefordertes Opfer ein Opfer zu erkennen, das Gott uns darbrachte, «nicht (...), damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn [Gott] gerettet wird».

Katharina Schmocker Steiner

¹ Vgl. <http://www.kath.de/Kirchenjahr/dreifaltigkeitssonntag.php>

UM WAS ES BEI JOHANNES GEHT

Fronleichnam: Joh 6,51 – 58

«Do schwetzt emol aine, wo sosch nie schwetzt!» höre ich heute noch, wenn ich an Fronleichnam denke. Es ist der nicht ganz jeder Freude entbehrende Kommentar eines Teilnehmers der Fronleichnamprozession. Es war heiss, und der Pfarrer, ein jugendlicher noch, schwitzte für alle gut sichtbar – trotz Baldachin. Das freute nicht nur den Kommentator. Es gehörte zu diesem Fest, an dem sich das ganze Dorf beteiligte, wie auch das Tantum ergo dazugehörte, das wir viermal singen mussten, weil es viermal den Segen mit dem allerheiligsten Altarssakrament gab. Für uns Kinder hatte dieses Lied einen Kultstatus. Nicht, weil die Melodie besonders schmissig war, sondern weil wir von normalen Sonntagsandachten her wussten, dass die Andacht nach diesem Lied ziemlich schnell zu Ende ging und nicht noch mit zusätzlichen Gebeten verlängert werden konnte. Und so sangen wir mit grösster Begeisterung «... dieser Bund wird ewig währen und der alte hat ein End ...». Auf Lateinisch, das wir selbstverständlich nicht verstanden, versteht sich. Wenn die Prozession nach dem Segen sich wieder in Bewegung setzte, konnten aufmerksame Beobachterinnen und Beobachter mit grösster innerer Genugtuung feststellen, dass sich bei ganz gewissen Häusern der Vorhang leicht bewegte ... Unsere reformierten Gschpänli beneideten uns um dieses Fest – und wir wussten: Ja, bei uns ist Jesus real präsent. Irgendwie scheint darin – ohne dass wir es wussten – etwas vom Ursprung dieses Festes auf, dem siegreichen Triumph über die Ketzler, welche die Transsubstantiation leugneten. Diese Lehre wurde vom Laterankonzil (1213–1215) verbindlich definiert. Und in diesem Umfeld vermehrten sich auch die Hostienwunder (Hostien, die bluten), die ihrerseits wiederum Anlass gaben für die Verfolgung von Juden und anderem Gesindel. Dass für eine solche Ansicht gerade das Johannes-Evangelium hinhalten musste, ist mehr als tragische Ironie der Geschichte.

Was in den Schriften geschrieben steht

Der Perikopentext ist Bestandteil der Brotrede Jesu, die mit der Speisung der Fünftausend eröffnet wird. Sie ist die Bergpredigt des Johannes («Jesus aber stieg auf den Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern nieder» Joh 6,3), durchtränkt mit Stoffen aus der Hebräischen Bibel, insbesondere aus der Geschichte des Auszugs der Israeliten aus Ägypten und dem Buch Daniel. Um nur einige Elemente als Hintergrund aufzuzählen: Mose, der allein auf den Berg geht und die Israeliten, die während der Zeit seiner Abwesenheit das Goldene Kalb verfertigen; das Manna-Wunder, die Wachteln; die Israeliten, die murren; die Menschensohn-

Vision. Auffallend oft kommt «Ich bin» vor, der Name Gottes, wie er in Ex 3,14 genannt wird: «Ich bin es, das Brot des Lebens» (6,35.48.51), «Ich bin es, das Brot, das vom Himmel herabsteigt» (6,41). Daher lohnt es sich, nicht einfach «Ich bin das Brot des Lebens» zu lesen, sondern das «es» zu ergänzen, damit dieser Sachverhalt transparent ist. Jesus erfindet ja nicht einfach einen neuen Gott, und er ersetzt ihn auch nicht. Unzweideutig macht er seinen Kontrahenten klar, die ein Zeichen von ihm wollen, dass es nicht Mose war, der den Vätern in der Wüste das Manna gegeben hat, sondern Gott, und dass ebendieser Gott ihnen das wahre Brot jetzt gibt («Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel» 6,32). Wobei mit wahrem Brot nicht einfach eine metaphysische Eigenschaft gemeint ist, sondern ein Brot, das wirklich ist, weil es die Wirkkraft hat, den jetzigen Hunger zu stillen. Wenn Jesus sagt: «Ich bin es, das Brot des Lebens. Eure Väter assen in der Wüste das Manna und sind gestorben; dies ist das Brot, das absteigt vom Himmel, damit der, der von ihm isst, nicht mehr stirbt. Ich bin es, das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, lebt für die kommende Weltzeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben unter der Weltordnung» (6,48–51) (Übersetzung Tom Veerkamp),¹ dann geht es nicht um eine Gegenüberstellung im antithetischen Sinne. Die Väter in der Wüste sind nicht gestorben, weil das Manna eine mindere Gabe ist, sondern weil sie den Worten Gottes, wie sie durch Mose kundgetan wurden, nicht gehorchten und sich weigerten, ins gelobte Land aufzubrechen (Dtn 2,14). Analog zum Manna der Wüstengeneration ist jetzt, in der Wüste Roms, Jesus das Brot, das vom Himmel herabkommt. Dieses Brot ist sein Fleisch. Und hier meldet sich der Protest. Wie kann Jesus sein Fleisch zu essen geben? Jesus klärt die Frage nicht. Im Gegenteil: Er provoziert. «Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esst und sein Blut nicht trinkt, habt ihr kein Leben in euch» (6,53). Das dürfte wohl in dem Sinne zu verstehen sein, dass man vorbehaltlos teilhat und teilnimmt am Leben des durch die Römer gekreuzigten Messias. Johannes unterstreicht diese unbedingte Teilhabe durch die Wortwahl: Es geht darum, das Fleisch zu kauen (*trogen*) (6,54), das Blut zu trinken. Auch wenn jeder dieser Ausdrücke metaphorisch verstanden werden will, die Redeweise ist stossend. Zwar darf man im Judentum Fleisch essen, aber das Blut selbst ist tabu. Auch wenn dies für uns heute nicht mehr schockierend klingt, so muss es doch in den Ohren der damaligen Menschen

unerträglich getönt haben. In der Folge kommt es dann auch zur Spaltung der messianischen Bewegung. Jesus, der Gesandte Gottes, der aus dem Vater lebt, macht sich die Sache seines Vaters, des Gottes Israel, so zu eigen, dass er selbst zu dieser «Sache» wird (6,57). Und das ist sein Leben. Anteil an diesem Leben haben, die sich ebenfalls vorbehaltlos diesem Messias Jesus anvertrauen, indem sie sein Fleisch kauen und sein Blut trinken.

Mit Johannes im Gespräch

Die Brotrede des Johannes ist nicht so einfach zu verdauen. Gerade weil viele seiner Sätze nur zu leicht über die Lippen kommen, lohnt sich eine stotternde Lektüre. Johannes setzt sich mit seiner Zeit auseinander – und er macht es sich selbst und uns nicht leicht. Dies vor allem deshalb, weil er nicht in ein Jenseits abhebt: Diese Welt ist für ihn die Welt der herrschenden römischen Weltordnung, eine Welt, der er nichts Gutes abgewinnen kann. Die andere Welt ist der messianische Äon, also nicht einfach ein Jenseits. Wenn der Messias sein Fleisch zum Kauen und sein Blut zum Trinken gibt, so ist dies deshalb nicht einfach eine Speise für ein besseres Jenseits, sondern es ist die Nahrung hier, damit wir die Welt gestalten und verändern. Nur dann haben wir begriffen, dass die Speisung der Fünftausend, die als Vorspann der Brotrede Jesu dient, ein Zeichen ist. Die Menschen, die Jesus gesättigt hat, wollen ihn zum König machen. Er entzieht sich ihnen. Alles andere würde dazu führen, wieder ein neues Reich zu errichten. Zum Zeichen wird die Brotvermehrung erst, wenn sie neue Perspektiven eröffnet und wenn jene Mechanismen überwunden werden, die dauernd Unterdrückte produzieren. Sie wird zum Zeichen, wenn der «Ich bin» im Brot für alle Gegenwart ist. Die Brotrede des Johannes hat die Menschen gespalten. Das müsste uns auch zu denken geben. Freilich hat diese Spaltung andere Gründe als die Spaltung, die am Fest Fronleichnam auch zur Sprache kommt. Man kann dogmatisch sehr heftig streiten über die Transsubstantiation. Aber bei diesen kirchlichen Streitereien geht es um die eigene Macht, um die Erhaltung der eigenen Vormachtstellung, weniger um das, um was es bei Johannes geht. Und darüber nachzudenken könnte gerade im Angesichte des Brotes des Lebens nichts schaden.

Hanspeter Ernst

Tom Veerkamp: Das Evangelium nach Johannes in kolometrischer Übersetzung, Texte und Kontexte 28 (2005); ders.: Der Abschied des Messias. Eine Auslegung des Johannesevangeliums. I. Teil: Johannes 1,1–10,21, Texte und Kontexte 29 (2006).

SOLIDARITÄT IN KRISENZEITEN

13. Sonntag im Jahreskreis: Mt 10,37–42

Die ersten Monate des Jahres 2011 haben bei vielen Menschen Zukunftsängste und vielleicht sogar Befürchtungen, das Weltende sei nahe, ausgelöst. Besonders die Natur- und Nuklearkatastrophe in Japan hat viele Menschen weltweit verunsichert. Aber auch die politischen Veränderungen in der arabischen Welt, die einerseits Hoffnungen wecken, deren Ausgang aber andererseits noch unklar ist, geben zu Verunsicherung und Sorge Anlass. In einem ähnlichen historischen Kontext stehen das Leben und die Worte Jesu: Jesus wirkte in den Jahren vor der Katastrophe des jüdisch-römischen Krieges, die in der Tempelzerstörung gipfelte, Matthäus schreibt kurz danach. Das Thema «Krisenzeit» taucht denn in den Evangelien immer wieder auf: So spricht Jesus unmittelbar vor unserer Passage von einer Zeit der Umwälzungen und Verfolgungen (Mt 10,17–25). Besonders eindrücklich schildert Matthäus diese schlimme Zeit aber in Kapitel 24,4–31. Doch diese Krisenzeit ist nicht das Ende, sie geht dem Kommen des Menschensohnes, einer Zeit des Friedens voraus (Mt 24,29–31).

Gerade in dieser Krisenzeit stellt Jesus in unserem Text seine Anhänger offenbar vor die Alternative, sich entweder für ihn oder für die Familie zu entscheiden. Diese Aussage ist befremdlich: Ausgerechnet in einer Krisenzeit fordert Jesus seine Anhänger auf, ihre Familie zu verlassen?

«Was in den Schriften geschrieben steht»

Ein Vergleich unserer Stelle mit der Parallelstelle bei Lukas zeigt, dass die beiden Evangelisten sich nicht einig sind, welche Familienmitglieder angesprochen sind: Lukas erwähnt die Eltern, die Frau, die Kinder sowie die Geschwister. Matthäus spricht nur von Eltern und Kindern. Könnte bereits dieser Unterschied darauf hinweisen, dass die Worte Jesu eines Kontextes bedürfen und nicht isoliert gelesen werden sollen? Mt 10,37–42 steht nicht nur im weiteren Umfeld des Matthäusevangeliums, sondern auch im Austausch mit der hebräischen Bibel und anderen zeitgenössischen Schriften.

Ein Blick auf das gesamte Matthäusevangelium zeigt, dass der matthäische Jesus die Familie keineswegs ablehnt: Als ein Mann Jesus fragt, was er tun müsse, um das ewige Leben zu erlangen, antwortet Jesus mit den zehn Geboten (Ex 20,12–16), zu denen ja auch das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, gehört: «Wenn du aber das Leben erlangen willst, halte die Gebote! Darauf fragte er (= der Mann) ihn: Welche? Jesus antwortete: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst

nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen; ehre Vater und Mutter!» (Mt 19,17–19). Ganz ähnlich weist Jesus auch auf das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, in Mt 15,4 hin. Für die hebräische Bibel und für Jesus, der aus ihr schöpfend lebt und spricht, hat die Achtung der Familie einen hohen Stellenwert.

Der Zerfall der Familie, das Misstrauen unter den Mitgliedern einer Familie und unter Freunden gelten bei den Propheten als Zeichen des Abfalles von Gott: «Verschwunden sind die Treuen im Land, kein Redlicher ist mehr unter den Menschen. Alle lauern auf Blut, einer macht Jagd auf den andern. (...) Noch der Beste unter ihnen ist wie eine Distel, der Redlichste ist schlimmer als Dornen-gestrüpp. Doch der Tag deiner Bestrafung kommt; dann werden alle bestürzt sein. Traut eurem Nachbarn nicht, verlasst euch nicht auf den Freund! Hüte deinen Mund vor der Frau in deinen Armen! Denn der Sohn verachtet den Vater, die Tochter stellt sich gegen die Mutter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter; jeder hat die eigenen Hausgenossen zum Feind» (Mi 7,2–7).

Doch die hebräische Bibel betont nicht nur das Gebot, Vater und Mutter zu ehren bzw. für seine Kinder zu sorgen, sie berichtet auch von zahlreichen familiären Krisen: Gleich nach dem Schöpfungsbericht lesen wir vom ersten familiären Drama, dem Mord Abels durch seinen Bruder Kain (Gen 4). An weiteren Beispielen mangelt es nicht: Abraham jagte seinen eigenen Sohn Ismael in die Wüste (Gen 21,8–21), Jakob betrog nicht nur seinen Bruder Esau, sondern auch seinen Vater Isaak (Gen 27). Später bevorzugte Jakob seinen Sohn Josef, woraufhin dieser von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft wurde (Gen 37). Auch die Beziehungen zwischen Mann und Frau werden häufig als spannungsgeladen beschrieben: Bereits das erste Menschenpaar hatte mit Meinungsverschiedenheiten zu kämpfen (Gen 3), und die Ehen der Erzväter und Erzmütter verliefen nicht nur harmonisch. Hiobs Frau sieht keinen Sinn in Hiobs Frömmigkeit (Hi 2,9). Sogar zwischen den beiden Liebenden aus dem Hohenlied gibt es Unstimmigkeiten (Cant 5,6–7). Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen. Trotz der Wertschätzung der Familie widerspiegelt die hebräische Bibel kein unrealistisches familiäres Ideal: Sie berichtet von Spannungen, Eifersucht, Rivalität, Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Familie.

Die Familie ist offenbar nicht einfach etwas Gutes an sich, sie kann auch einengen und Sorge und Engagement des Einzelnen auf einige wenige Blutsverwandte beschränken.

Deshalb geht es in der hebräischen Bibel auch immer wieder um den Aufbruch aus dem gewohnten Rahmen der Familie: Der Mann verlässt Vater und Mutter, um mit seiner Frau eine neue Gemeinschaft zu gründen (Gen 2,24). Der vertriebene Ismael wird gerettet und gründet «in der Wüste» eine neue Familie (Gen 21,19–21). Jakob heiratet erst nach seinem Aufbruch von seinem Elternhaus (Gen 29). Hiob beginnt seinen «theologischen Weg» erst nach den verstörenden Worten seiner Frau (Hi 2,9). Übertriebener Familiensinn ohne diesen Mut zum Aufbruch, übertriebenes «Clan-Denken» gekoppelt mit Gleichgültigkeit den übrigen Menschen gegenüber schadet der Gemeinschaft. Aktuelle Beispiele aus der Politik des Nahen Ostens, Nordafrikas und von anderswo machen dies deutlich.

Auch Jesu Aussagen, wie sie bei Matthäus überliefert sind, bewegen sich in diesem Spannungsfeld zwischen Wertschätzung und Kritik der Familie.

Im Gespräch mit Matthäus

Doch was will Jesus mit seinen provozierenden Worten denn sagen? Jesus wählt an unserer Stelle besonders pointierte, vielleicht sogar überspitzte Worte. Wie der Prophet Micha an der oben zitierten Stelle, redet auch Jesus in einer Krisenzeit! Doch während für Micha der Zerfall der familiären Beziehungen ein Zeichen der Krise ist, wählt Jesus eine andere Perspektive. Jesus relativiert die Familienbande, um auf andere, zusätzliche Beziehungen hinzuweisen, die wichtig sind: «Und wer einem von diesen Kleinen auch nur einen Becher frisches Wasser zu trinken gibt, weil es ein Jünger ist – amen, ich sage euch: Er wird gewiss nicht um seinen Lohn kommen» (Mt 10,42).

Es geht nicht um ein «entweder die Familie oder die Jesus-Gemeinschaft», sondern um ein «Sowohl-als-auch»: In schwierigen Zeiten braucht es zusätzliche Solidarität, die Solidarität unter Familienmitgliedern, unter Menschen, die sich gut kennen, reicht nicht mehr aus, sondern gefragt sind Hilfsbereitschaft und Solidarität, die über die Grenzen der Familie, des Clans, der nationalen oder der religiösen Gemeinschaft hinausgehen!

Simone Rosenkranz

Dr. phil. Simone Rosenkranz ist nach dem Studium von Judaistik, Islamwissenschaft und Philosophie in Luzern, Basel und Jerusalem als Fachreferentin an der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern sowie als Lehrbeauftragte an der Universität Luzern tätig.

50 JAHRE FASTENOPFER: VOM GUTEN ZUM BESSEREN

.....

FASTENOPFER

1961. Friedrich Traugott Wahlen, der im Zweiten Weltkrieg die Anbauschlacht initiiert hatte, war schweizerischer Bundespräsident. Die Berliner Mauer wurde gebaut. Die Welt war geteilt in Gut und Böse – in den kapitalistischen Westen und den kommunistischen Osten. Man entdeckte die «Dritte Welt», die blockfreien Länder. Die Armut. Die Hungerbäuche. Die Spielregeln waren klar. Wir da oben, ihr da unten. Alles schien fest verankert, unabänderlich: Der paternalistische Geist war kaum hinterfragt; der Katholizismus homogen.

Aufbruchstimmung: Wir teilen

Das Evangelium Jesu Christi und dessen Option für die Befreiung von jeglicher Art der Unterdrückung ist die Basis der Fastenopfer-Arbeit. (Leitbild)

Gleichzeitig war überall Aufbruch zu spüren. 1960 waren 17 Kolonien in Afrika unabhängig geworden, im Jahr darauf folgten weitere. Der Arbeitskreis der Jugendverbände – ein Zusammenschluss von 16 Schweizer Vereinen – organisierte ein Missionsjahr. Die jungen Leute wollen die Schweizer Katholiken für die Anliegen der Weltmission gewinnen und finanzielle Mittel dafür bereitstellen. Noch vor 68, aber angefeuert vom Zweiten Vatikanischen Konzil, das den Laien in der Kirche, fremden Kulturen und Religionen mehr Respekt entgegenbrachte. Die eigentlichen Träger des Missionsjahrs waren rund 800 Aktionsgruppen in den Pfarreien. Mit 17,5 Millionen Franken wurde das Missionsjahr 1960/61 zur bis dahin erfolgreichsten Sammelaktion der Schweiz. Am 17. und 18. Juni 1961 trafen sich die Delegierten des Arbeitskreises in Einsiedeln, wo Meinrad Hengartner – damals Obmann des Schweizerischen Katholischen Jungmannschaftsverbandes – vorschlug, weiterhin eine jährliche Bildungs- und Sammelaktion durchzuführen. An der Versammlung der Schweizer Bischofskonferenz im Januar 1962 wurde daraufhin die Errichtung der Stiftung Fastenopfer der Schweizer Katholiken beschlossen.

Zeigen, wie man es richtig macht

Angesichts der weltweit wachsenden Kluft zwischen Armen und Reichen setzt sich Fastenopfer für eine menschengerechte und nachhaltige Entwicklung ein. (Leitbild)

Die Initiative war am Anfang geprägt von der missionarischen Idee, den Menschen in der Dritten Welt zu «zeigen, wie man es richtig macht». In diesem Umfeld wurde das Fastenopfer zu einer kirchlichen Institution, die den armen Brüdern – nicht nur der Sprachgebrauch war damals männlich – in den unterentwickelten Ländern Beistand leisten wollte. Christliche Barmherzig-

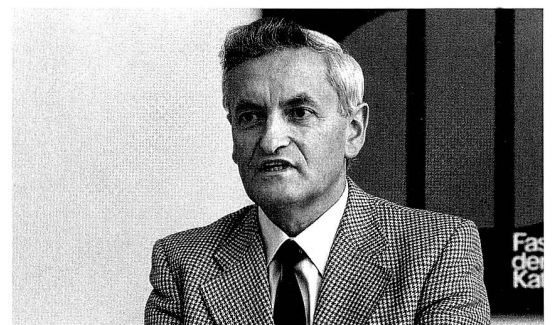
keit war die Motivation. In den ersten zwanzig Jahren gab es weder pastorale noch entwicklungspolitische Ziele. Unter Direktor Meinrad Hengartner war Fastenopfer ein einfaches, kaufmännisch sauber geführtes Hilfswerk mit Sekretärinnen, Sachbearbeitern, Abteilungsleitern, ein Betrieb mit steiler Hierarchie.

Unterstützt wurden fast spiegelbildlich konservative Strukturen der Kirchen der südlichen Hemisphäre sowie Aktivitäten von Missionaren oder jungen schweizerischen Entwicklungshelfern. Feldbesuche machte allenfalls die Geschäftsleitung. Man förderte einzelne Pastoral- und Entwicklungsprojekte, scharf getrennt, in vielen Ländern. Ein Vorgehen mit grosser Streuwirkung, jedoch mit geringem Veränderungspotential. Das Fastenopfer unterschied sich in dieser Hinsicht nicht von anderen Schweizer Hilfswerken. Die ersten zwei Jahrzehnte waren gekennzeichnet vom Willen, Gutes für die Armen zu tun; die Spendengelder wurden nach bestem Wissen und Gewissen verteilt. Nur war dieses Wissen – rückblickend gesehen – etwas beschränkt.

Erfahrungen gleichberechtigt austauschen

Gemeinsam mit lokal verwurzelten Partnerorganisationen fördert Fastenopfer Initiativen zur selbstbestimmten Entwicklung benachteiligter Bevölkerungsgruppen. Es unterstützt sie im Bemühen, die Benachteiligung zu überwinden und ihre Rechte einzufordern. (Leitbild)

Fastenopfer war aber auch immer eine durchlässige, lernende Organisation. So berief sich das Hilfswerk schon bald nach dem Erscheinen auf das päpstliche Lehrschreiben «Populorum Progressio» von 1967, in dem Papst Paul VI. den Friedensauftrag der Kirche erweiterte und forderte, dass man sich für einen Ausgleich zwischen Nord und Süd einsetzt. Stark prägend für die Projektarbeit des Fastenopfers war seit den 1970er-Jahren auch die Theologie der Befreiung, die



Der Gründer und erste Direktor des Fastenopfers, Dr. h.c. Meinrad Hengartner (1925–1984).

den Völkern des Südens ein Recht auf Selbstbestimmung zuspricht – die Option für die Armen. «Unser Gott ist ein Gott des Lebens und nicht des Todes», schrieb der «Vater der Befreiungstheologie», Gustavo Gutiérrez als Gast der Fastenkampagne 1976. Diesen neuen theologischen Ansatz der satten Schweizer Bevölkerung nahe zu bringen, war nicht einfach – der Spendeneingang ging in diesem Jahr um 800 000 Franken zurück.

In der Projektarbeit setzte sich allmählich der Standpunkt durch, dass zwischenkirchliche Zusammenarbeit gleichzeitig auch Dialog, einen Austausch von Erfahrungen bedeutet. Das bedingte eine Weiterbildung des Personals und vermehrte Feldbesuche. Die Verantwortung wurde vermehrt an die Mitarbeitenden delegiert, die interne Hierarchie verflachte sich – ein manchmal mühevoller und schmerzhafter Prozess. Damit vollzog das Fastenopfer eine Forderung, die es auch an die Partnerorganisationen im Süden stellte,

nämlich eine transparente Mitsprache und Mitverantwortung der Basis. Die gesellschaftlichen Verantwortung wurde auch in der Schweiz gefordert.

1984 starb Meinrad Hengartner, als sein Nachfolger wurde Ferdinand Luthiger eingesetzt, der ebenfalls seit der Gründung für Fastenopfer aktiv war. 1995 übergab dieser das Steuer an Annemarie Holenstein.

Bei den Ursachen ansetzen

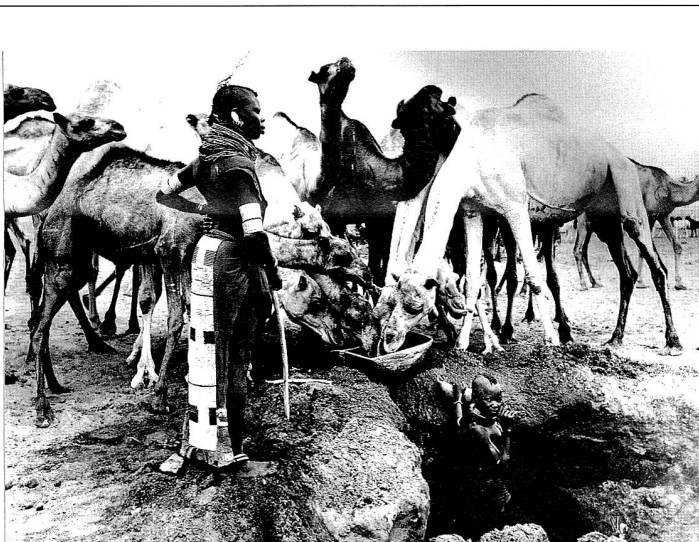
Ganzheitliche Entwicklung, wie sie das Fastenopfer versteht, setzt bei den Ursachen an und fordert zur Veränderung ungerechter Strukturen auf. (Leitbild)

Früh setzte sich bei Fastenopfer die Einsicht durch, dass es zwar wichtig ist, Gruppen von Menschen zu unterstützen, damit sie ihre Lebensbedingungen verbessern können. Doch bleibt dies Symptombekämpfung. Um die Armut und die ungerechten Zustände dauerhaft zu beseitigen, muss man die Strukturen ändern, welche diese Zustände schaffen und verfesti-

gen. Deshalb setzt sich Fastenopfer für die konkrete Veränderung ungerechter Strukturen ein. In Netzwerken wie der Alliance Sud und Dachverbänden wie dem Zusammenschluss der katholischen Hilfswerke in Europa und Nordamerika CIDSE engagierte sich das Hilfswerk ab 1967 für konkrete entwicklungspolitische Anliegen. Es wurden gemeinsame Kampagnen durchgeführt – eine der erfolgreichsten war die Petition «Entwicklung braucht Entschuldung» an Bundesrat und Parlament 1990. Rund 250 000 Schweizerinnen und Schweizer verlangten einen Entschuldungsfonds von 700 Millionen Franken, der in der Folge eingerichtet wurde. Weitere Petitionen für mehr Gerechtigkeit – unter anderem die 0,7%-Kampagne 2008 oder die Kampagne «Unternehmen und Menschenrechte» 2011 – setzen sich für die Erhöhung der Schweizer Entwicklungshilfe und für faire Wirtschaftsbedingungen für alle Länder ein.

Nichts schenken!

Gemeinsam mit lokal verwurzelten Partnerorganisationen fördert Fastenopfer Initiativen zur selbstbestimmten Entwicklung benachteiligter Bevölkerungsgruppen. (Leitbild)



Im Sahel zahlt keine Versicherung

weder bei Dürre, noch bei Regenkatastrophen. Auch lassen sich die klimatischen Verhältnisse im Sahelgürtel, der sich über acht afrikanische Staaten erstreckt, nicht zum Besseren wenden. Einmal bleibt der Regen monatelang aus, und zwischendurch giesst es wie bei der Sintflut. In den letzten Wochen häufen sich die Meldungen, dass vor allem der westliche Teil der Sahelzone von grosser Dürre bedroht ist. – Die einzige Versicherung bzw. Sicherung kann auf dem Weg der Vorsorge zustandekommen. Wo das Wasser – wie hier auf dem Bild – aus oft noch verschmutzten Löchern geschöpft wird, bleibt das Leben von Mensch und Vieh der unberechenbaren Witterung ausgeliefert. Das Fastenopfer der Schweizer Katholiken ist an einem langjährigen Programm beteiligt, bei dem in Sahel-Dörfern Grundwasserbrunnen unter Mitarbeit der Bevölkerung entstehen. Zuerst muss in ihr der Wille, sich selber zu helfen, geweckt werden, dann lässt sie sich auch für die Verbesserung der Hygiene und der landwirtschaftlichen Bodenbearbeitung gewinnen.

Fastenopfer der Schweizer Katholiken PC 60-19191

BILD + NEWS Photoservice Zürich
1. März 1978 355

Eine Fastenopfer-Aktion aus dem Jahre 1978 – das gleiche Ziel mit im Vergleich zu heute anderen und wesentlich einfacheren Werbemitteln! (Bilder Fastenopfer).

FASTENOPFER

FASTENOPFER

«Hilfe zur Selbsthilfe» ist ein Schlagwort, das auch viele andere Hilfswerke verwenden. Mit einem kleinen Unterschied: Fastenopfer schenkt den Menschen wirklich nichts. Es zeigt auch nicht, wie man einen Brunnen baut. Denn dieses Wissen ist in den Ländern selbst vorhanden. Hingegen stärkt Fastenopfer Hunderte von kleinen und grossen Organisationen sowie Tausende von Gruppen von benachteiligten Menschen. Es nimmt ihre Anliegen auf und unterstützt sie dabei, ihre Rechte – zum Beispiel das Recht auf Wasser – selbst einfordern können. Fastenopfer unterstützt Ausbildungen – zum Beispiel im Bereich Landwirtschaft oder Fischerei – von Menschen, die ihr Wissen danach weitergeben. Grob geschätzt profitieren auf diese Weise jedes Jahre eine Million Menschen von der Unterstützung.

Sich neuen Realitäten anpassen

Die Kriterien der Projektarbeit mit den Partnerorganisationen im Ausland sind auch für die Mitgestaltung und Mitfinanzierung im Inland und für die interne Organisationskultur von Fastenopfer wegleitend: Es fördert ein effizientes, kooperatives und menschlich befriedigendes Arbeiten. (Leitbild)

Spenderinnen und Spender sowie Institutionen wie die DEZA, welche Fastenopfer massgeblich unterstützen, wollen genau wissen, wie ihre Beiträge eingesetzt werden. Deshalb wurde die Arbeit in den Projektländern in den letzten Jahrzehnten komplexer. Es braucht sorgfältige Planung, Umsetzung und Auswertung jedes einzelnen Projekts, immer in Zusammenarbeit mit der Partnerorganisation. Die Resultate der Arbeit müssen von ihnen durch halbjährliche und jährliche Berichte dokumentiert sein, die Abrechnungen von Revisoren begutachtet.

Seit 2005 arbeitet Fastenopfer mit Landesprogrammen, die Arbeit wurde damals von 24 auf 16 Länder konzentriert. In fast jedem Land beschäftigt Fastenopfer lokale Koordinatorinnen und Koordinatoren, welche die Partnerorganisationen beraten und weiterbilden. In der zweiten Phase der Landesprogramme von 2011–2016 wird Fastenopfer zu drei grossen Themen (Glaube und Gerechtigkeit, Menschenrechte und Ernährungssicherheit/-souveränität) arbeiten. In allen Projekten wichtig – als transversale Themen – bleiben die Gleichberechtigung der Geschlechter (Gender Empowerment) und der Umgang mit HIV/Aids. Angesichts des Klimawandels erhält die nachhaltige Entwicklung neue Bedeutung. Und weil viele Projekte in sozial schwierigen Situationen durchgeführt werden, ist auch konfliktsensitives Handeln gefragt, damit die Projekte weder bestehende Konflikte verschärfen noch neue schaffen. Und wie in der Schweiz ist es auch in den Projektländern wichtig, religiöse und kulturelle Unterschiede sorgfältig zu beachten.



Antonio Hautle, Direktor seit 2001, Annemarie Holenstein, Direktorin 1995–2000, und Ferdinand Luthiger, Direktor 1984–1995.

Wir teilen – vielfältig interpretiert

Fastenopfer gibt religiöse und soziale Impulse für die Fastenzeit als Vorbereitung auf Ostern. Es gestaltet sie als eine Zeit der Umkehr und der Besinnung auf den christlichen Glauben und die politische Verantwortung. (Leitbild)

Eine grosse Stärke von Fastenopfer lag seit Beginn in der breit abgestützten Kampagne während der Fastenzeit. Mit der Unterstützung von Hunderten von Multiplikatorinnen und Multiplikatoren in den Pfarreien wird jedes Jahr Informations- und Bildungsarbeit geleistet. Im Laufe der Zeit hat Fastenopfer – ab 1968 in Zusammenarbeit mit Brot für alle – mehrere Bildungsorganisationen gegründet, unter anderem 1975 die Schulstelle 3. Welt (heute integriert in Stiftung Bildung und Entwicklung), 1984 die Arbeitsstelle Kultur und Entwicklung (heute art-link) und 1998 die Fachstelle Filme für eine Welt. Auch beim fairen Handel standen Fastenopfer und Brot für alle bei mehreren Organisationen Pate: zum Beispiel 1975 bei der Importgenossenschaft und Informationsstelle OS3 (heute claro fair trade) oder 1999 bei der Clean Clothes Campaign für die Bekleidungsindustrie (heute integriert bei der Erklärung von Bern). Seit 2007 setzt sich Fastenopfer auch für faire Bedingungen in der Computerindustrie ein, unter anderem mit der Initiative «High Tech – No Rights». So trug Fastenopfer im Laufe der Jahrzehnte viel dazu bei, das Wissen um globale Zusammenhänge zu verbreiten.

Das grosse Buch der Solidarität

Fastenopfer sammelt Geschichten und von Aktionen, in Pfarreien und Kirchgemeinden. Am 11. November 2011 – anlässlich der gemeinsamen 50-Jahr-Feier mit «Brot für alle» auf dem Waisenhausplatz in Bern – werden diese vielfältigen Beweise der Solidarität in Form eines Buches Micheline Calmy-Rey überreicht.

Tragen auch Sie Ihre Fastenopfer-Aktion auf unserer Website ein – wir freuen uns über jeden Beitrag: www.fastenopfer.ch/aktionen

"Meine neue Mission besteht darin, Hoffnung zu schenken"

Der Jesuit Albert Longchamp über seine Alkoholsucht und seine Genesung

Von Josef Bossart

Zürich. – In grosser Offenheit hat Albert Longchamp, bis Mai 2009 Provinzial der Schweizer Jesuiten, in Westschweizer Medien über seine Alkoholsucht und seine Genesung gesprochen. Im Herbst 2009 hatte er einen mehrwöchigen Aufenthalt in einer Rehabilitationsklinik angetreten, nachdem er seit Oktober 2005 Provinzial der Schweizer Jesuiten gewesen war. Seit gut einem Jahr leitet Longchamp die Jesuiten-Zeitschrift "Choisir" (Genf), wie bereits in den 1990er Jahren. – Freimütig hat Albert Longchamp (69) die Fragen der Presseagentur Kipa beantwortet.

Fachleute sagen, dass Abhängige zuerst ganz auf Grund laufen müssen, bevor Genesung überhaupt möglich ist. Wann waren Sie "zuunterst"?

Albert Longchamp: Ich bin unmerklich vom "normalen" Zustand eines Bonvivants, der gerne sein tägliches Gläschen trinkt, dies aber ohne Übertreibung, in jenen eines schlechten Verlierers geraten, eines Betrügers, der sogar sich selber betrügt.

Bis zu dieser sonderbaren Erfahrung: Nachdem ich im Oktober 2005 Provinzial der Jesuiten geworden war und deshalb in Zürich lebte und arbeitete, bin ich an einem Samstagabend todmüde heimgekehrt. Hatte ich getrunken? Ich weiss es nicht mehr. Ich fiel in einen Tiefschlaf. Anderntags, etwa um 10 Uhr morgens, rief mich meine Sekretärin an. Seltsam! Meine Mitarbeiterin kam doch nie sonntags ins Büro. Deshalb fragte ich sie: "Weshalb kommen Sie denn heute zur Arbeit?" Ihre Antwort: "Aber



Albert Longchamp, Jesuit und Provinzial von 2005-2009

Editorial

Mission. – Hört man das Wort Mission, denken vermutlich viele Menschen an Bekehrung. Sie haben möglicherweise das Bild eines christlichen Missionars vor Augen, der irgendwo in Afrika oder Asien die Angehörigen eines Naturstammes zu bekehren versucht.

Als modernen Missionar kann man sicherlich Papst Benedikt XVI. bezeichnen, der auf seinen Reisen, wie zum Beispiel nach Kroatien, einen nicht nur religiösen, sondern auch politischen Auftrag erfüllt (in dieser Ausgabe).

Der Jesuit Albert Longchamp sieht es als seine neue Aufgabe, aus den Erfahrungen seiner Alkoholkrankheit heraus anderen Hoffnung zu schenken und bezeichnet dies als seine Mission (in dieser Ausgabe).

Auch der abtretende Nuntius der Schweiz hat während seiner Amtszeit eine weltliche Mission erfüllt (siehe Seitenschiff).

Der Eindruck bleibt: Mission und Religion stehen sich näher als man vielleicht meint.

Andrea Moresino

Das Zitat

Präsent mit evangelischem Zeugnis.

– "Ja, wir müssen alle in den sozialen Netzwerken präsent sein, aber mit einem menschlichen und vollständigen, tiefen und überzeugenden evangelischen Zeugnis. Ich glaube, dass dies der Ruf und die Ermutigung sind, und ich würde auch sagen, dass das die Herausforderung der Botschaft des Heiligen Vaters zum 45. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel ist."

Dies sagte **Claudio Maria Celli**, Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel, zum Anlass des 45. Welttages der sozialen Kommunikationsmittel "Wahrheit, Verkündigung und Authentizität im Leben des digitalen Zeitalters" gegenüber der Nachrichtenagentur "Zenit". In der Schweiz leistet die Kollekte zum Mediensonntag am 5. Juni einen wichtigen Beitrag an die Medienarbeit der Kirche in der Schweiz. (kippa)

Namen & Notizen

Josef (Chepe) Schönenberger. – Der 64-jährige Pater der Missionsgesellschaft Bethlehem erhält den diesjährigen Anerkennungspreis der "Alois und Jeanne Jurt Stiftung". Schönenberger engagiert sich seit 2006 im Auftrag der Bethlehem Mission Immensee in der Menschenrechtsarbeit im Nordwesten Kolumbiens. Er lebt bereits seit 25 Jahren in Kolumbien. Die Preisverleihung findet am 11. Juni um 18 Uhr in der Kapelle des Missionshauses Bethlehem in Immensee statt und ist öffentlich. Das Preisgeld kommt den Gewaltopfern zugute. (kipa)

Peter Dschulnigg-Bucher. – Der gebürtige Thurgauer, ab 1991 bis zu seiner Emeritierung Professor für Neutestamentliche Wissenschaft an der deutschen Ruhr-Universität Bochum, ist am 26. Mai im 68. Lebensjahr in Berlingen TG an den Folgen der Parkinson-Krankheit gestorben. Schwerpunkte seines theologischen Arbeitens waren stilistische Untersuchungen im Markus- und im Johannes-Evangelium. Dschulnigg hatte in Luzern und Regensburg studiert und war von 1988 bis 1991 Privatdozent für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern. (kipa)

Michael Ragg. – Der 52-jährige Journalist ist seit 1. Juni neuer Chefredaktor des Fernsehsenders K-TV. Von 1998 bis 2009 arbeitete Ragg als Pressesprecher des deutschen Zweiges des katholischen Hilfswerks "Kirche in Not". Dort initiierte und organisierte er auch die Kongresse "Treffpunkt Weltkirche". Der 1999 vom Schweizer Pfarrer **Hans Buschor** gegründete konservative Spartensender mit katholischer Ausrichtung unterhält Studios in Gossau SG, in Wigrazbad (Deutschland) und in Dornbirn (Österreich). (kipa)

Moritz Leuenberger. – Der Alt Bundesrat hat am Evangelischen Kirchentag in Dresden ein Bibelatelier gehalten. Politik und Gesellschaft müssten vom ökonomischen Diktat befreit werden, so Leuenberger, und der Ökonomie müssten Werte wie Liebe, Achtung und Respekt entgegengestellt werden. Der Globalisierung der Wirtschaft müsse eine Globalisierung der Solidarität folgen. Der Theologensohn Leuenberger sprach über eine Stelle aus der Bergpredigt, an der Jesus das Sammeln irdischer Schätze kritisiert. (kipa)

es ist doch Montagmorgen!" Ich hatte also 36 Stunden ohne Unterbruch geschlafen. Das war mein erster Schock. Vier Jahre später, beim Eintritt in eine Klinik in Kanada, erfuhr ich, dass mein Körper nicht mehr leben wollte, mit dem Alkohol nicht mehr leben konnte.

Wie hat Ihre Umgebung auf Ihr Problem reagiert – und dann später auf Ihre Genesung?

Longchamp: Mein Abstieg hat 2005 begonnen. Ich hatte an Ostern die Wochenillustrierte "Echo Magazine" (Genf) verlassen, die ich während zwanzig Jahren geleitet hatte. Man hatte mich zum Provinzial der Schweizer Jesuiten ernannt. Als ich die Arbeit in Zürich aufnahm, sah ich mich Schwierigkeiten gegenüber, von denen ich zuvor gar nichts geahnt hatte. Ich war verantwortlich für rund 60 Personen mit ihren persönlichen Problemen. Der eine erzählte mir von einer Beziehung, aus der er nicht mehr aussteigen konnte. Ein anderer wollte dem Orden den Rücken kehren. Das alles nahm ich mir zu sehr zu Herzen. Schon nach einigen Wochen hatte ich den Schlaf verloren. Hinzu kamen Spannungen mit Rom.

Es folgte der Suizid meiner Schwester im Jahr 2007; wir waren einander sehr verbunden, und ihr Tod hat mich stark getroffen. Dann gab es andere Tragödien, darunter diejenige eines pädophilen Priesters in meiner Umgebung.

Von da an driftete ich ab. Ich versteckte mich, vertraute mich niemandem an. Mein Alkoholkonsum wuchs. Ich begann damit, auch nachts zu trinken. Und immer leugnete ich die Wahrheit.

Von Januar bis Ende Februar 2008 musste ich mich für die Wahl eines neuen Generaloberen der Jesuiten während zwei Monaten in Rom aufhalten. Es ging mir schlecht, und von da an begann ich meine Abhängigkeit zu spüren – ohne allerdings den Ernst meines allgemeinen Zustandes wirklich zu ermessen.

Einige Monate später wurde ich vom Ordensgeneral der Jesuiten von meiner Aufgabe als Provinzial entbunden – auf Ersuchen meiner Mitbrüder, von denen einige mich mutig aufgefordert hatten, von meinem Amt zurückzutreten und mich in Pflege zu begeben.

Im September 2009 verliess ich die Schweiz in Richtung Kanada. Bei meiner Ankunft in Montréal wies man mich sofort in eine Rehabilitationsklinik ein. Kompetente Ärzte, ein sehr solidarisches Umfeld und ein rigoroser, aber heilsamer Aufenthalt befreiten mich vom Alkohol und führten mich zur vollständigen Abstinenz – eine "Auf-

erstehung"! Was mich genesen liess? Der Blick einer authentischen brüderlichen Freundschaft.

Man spricht oft von der Einsamkeit der Priester. Ein wirkliches Problem in Ihren Augen, das manchmal in die Alkoholabhängigkeit führen kann?

Longchamp: Die Einsamkeit – nicht nur jene der Priester! – kann Grund sein, um in die Illusionen des Alkohols zu fliehen. Allerdings sind die Priester und die zölibatär Lebenden bei weitem nicht die bevorzugte "Kaste" dieser Krankheit. Sie teilen sie namentlich mit oft hoch qualifizierten Berufsleuten, in Politik, in Unternehmungen oder im medizinischen Bereich. Niemand im breiten Publikum hat zum Beispiel eine Ahnung davon, wie sich ein Chirurg fühlt, der nach fünf, sechs oder acht Stunden Operation feststellen muss, dass das Herz des Patienten zu schlagen aufgehört hat!

Es kann sich aber auch um die Herzensnot von Frauen ebenso wie von Männern handeln, oder um Paare, die sich trennen. Um Rückfälle von ehemaligen Patienten. Das sind konstant dramatische Situationen.

Die Sucht ist oft mit dem Verschweigen der Wahrheit verbunden, also mit Irreführung, und das zerstört Vertrauen. Oder mit beruflichem Scheitern, bei jüngeren Menschen, mit schulischen Misserfolgen, die ihre Zukunft gefährden.

Was hat Ihnen diese Erfahrung persönlich gebracht?

Longchamp: Es gibt für den Alkoholsüchtigen keine "Heilung". Ich sage es heute, und das ist kein hohler Begriff: "Ich bin Alkoholiker". Aber mit der Hilfe Gottes und jener meiner Umgebung komme ich mit der Krankheit zurecht. Und erlebe das Glück der Freiheit. Die Krankheit ist kein Fluch. Meine neue Mission besteht darin, Hoffnung zu schenken. Sie weckt auch in mir das Verlangen, mit meinen Wunden und meinen Misserfolgen zu leben. Vielleicht mit Bedauern, aber ohne Scham.

Wer auch immer durch den Alkohol betroffen ist – oder auch durch die Drogen –, dem empfehle ich, einen kurzen Vers des Johannes-Evangeliums (Kapitel 9,6) zu lesen. Darin ist zu lesen, wie Jesus einen Blinden heilte: "Als er dies gesagt hatte, spuckte er auf die Erde; dann machte er mit dem Speichel einen Teig, strich ihn dem Blinden auf die Augen." Die Westschweizer Theologin Francine Carrillo hat das so gedeutet: "Jesus ist derjenige, der Licht aus Schlamm macht – mit allem, was trüb, dreckig und zerstritten in uns ist!" (kipa / Bild: Jacques Berset)

"Kroatien kann Europa bereichern"

Papst Benedikt XVI. besuchte Kroatien

Von Thomas Jansen

Zagreb. – Nicht auf Mindeststandards, die für einen EU-Beitritt erreicht werden müssen, ging Benedikt XVI. in seiner Predigt vor rund 400.000 Menschen am 5. Juni in Zagreb ein, sondern auf grundlegende Wertvorstellungen: den Schutz und die Wertschätzung der Familie. Die sind in dieser Form nicht im Brüsseler Kriterienkatalog vorgegeben, sagte der Papst auf dem Gelände der Pferderennbahn der Stadt.

Leider breite sich gegenwärtig in Europa eine Säkularisierung aus, die zu einer Ausgrenzung Gottes und einer zunehmenden Auflösung der Familie führe, sagte Benedikt XVI.

Der Erste Nationale Familientag der kroatischen Katholiken war der offizielle Anlass der zweitägigen Papstreise. Bestimmendes Thema in der öffentlichen Debatte des Landes war zuvor jedoch der EU-Beitritt gewesen. In der Tradition seines Vorgängers Johannes Pauls II., der zu den entschiedensten Befürwortern eines EU-Beitritts Kroatiens gehörte, hatte der Papst schon auf dem Flug bekräftigt, dass dieser Schritt "logisch, richtig und notwendig" sei.

Kroatien gehört zu Europa

In seiner Begrüssungsansprache sagte der Papst, dass Kroatien mehr sei als nur der Nachhilfeschüler der EU-Kommission, und Europa mehr als nur eine politische und wirtschaftliche Interessengemeinschaft. "Von Anfang an gehört ihre Nation zu Europa", rief Benedikt XVI. den Kroaten zu. Und dieses geistige Europa könne Kroatien durch seine reiche, kulturelle und religiöse Tradition bereichern.

Dass Traditionsverbundenheit und moderne katholische Jugendkultur keine Gegensätze sein müssen, zeigte die Gebetswache des Papstes mit rund 50.000 Jugendlichen auf dem zentralen Josip-Jelacic-Platz am 4. Juni in Zagreb auf eindrucksvolle Weise. Die Jugendlichen riefen in der Landessprache "Benediket" und wogten ihre gelb-weißen Schals im Rhythmus über den Köpfen.

Die Stille der Jugendlichen

Ebenso eindrucklich war die absolute Stille, die auf dem gesamten Platz während des Gebets herrschte. Ungeachtet der grossen Menschenmenge habe man

die Vögel singen hören, sagte Vatikanssprecher Federico Lombardi später. Diese konzentrierte Stille habe dem Papst besonders gut gefallen.

Weit über Kroatien und Europa und die aktuelle Situation hinaus wies am 4. Juni die Grundsatzrede des Papstes im Nationaltheater über das Gewissen und die Gewissensfreiheit als Grundlage der Demokratie. Die auf den neuzeitlichen Errungenschaften von Menschenrechten und Freiheit fussenden Demokratien müssten gegenüber ihrem "transzendentalen Fundament", mithin für die Religion, offen sein, forderte der Papst. Eine Reduzierung des Gewissens auf die Sphäre des Subjektiven würde nach den Worten des Papstes einen Rückschritt für Europa bedeuten. Mehr noch: die Qualität einer Demokratie hänge zu einem Gutteil "von diesem kritischen Punkt ab, den man Gewissen nennt".

Kardinal Stepinac gewürdigt

Von diesem Gewissen liess sich nach den Worten des Papstes der selige Kardinal Alojzije Stepinac (1898-1960) leiten, dessen Grab in der Kathedrale von Zagreb Benedikt XVI. zum Abschluss seiner Reise aufsuchte. Die Seligsprechung Stepinacs durch Johannes Paul II. im Jahr 1998 hatte auf serbi-



Papst Benedikt XVI. in Kroatien

scher Seite auch Widerspruch hervorgerufen, weil Stepinac anfängliche Sympathien für das faschistische Ustascha-Regime nachgesagt wurden. Benedikt XVI. hob hingegen sein Eintreten für Juden, orthodoxe Christen sowie Sinti und Roma hervor. Gegenüber dem Ustascha-Regime sei er entschieden für einen christlichen Humanismus eingetreten. Und ein solcher christlicher Humanismus, so der Papst, müsse Grundlage auch für das künftige Europa sein. (kipa / Bild: KNA)

Islam. – Die Islambeauftragten der Europäischen Bischofskonferenzen erörterten auf einer dreitägigen Konferenz in Turin das Verhältnis von Muslimen und Katholiken in Europa. Gründe für eine wachsende Islamangst seien neben dem internationalen Terrorismus und der Situation der Christen in bestimmten islamischen Ländern auch eine stärkere Sichtbarkeit von Muslimen in Europa, die das bisherige Bild einiger Länder verändere, sagte Kardinal Jean-Pierre Ricard an der Eröffnung am 31. Mai. (kipa)

Medien. – Eine Tagung des Katholischen Mediendienstes unter dem Titel "Religion im Service public – Praxis, Profil und Public Relations" hat am 1. Juni die Zusammenarbeit von Fernsehen und Kirchen beleuchtet. Abt Martin Werlen forderte auf, sich mit den neuen Kommunikationsmitteln wie Twitter auseinanderzusetzen; Wermutstropfen sind jedoch die sinkenden Zuschauerzahlen bei den Gottesdienstübertragungen im Fernsehen. (kipa)

Schliessung. – Das Internat Don Bosco in Beromünster LU schliesst per Ende Juli 2012 aufgrund der rückläufigen Belegung. Nicht betroffen von der Schliessung sind sowohl die Kantonschule Beromünster als auch das Gästehaus Don Bosco, das nach wie vor von den Salesianern geführt wird. (kipa)

Neues Leben. – Im ehemaligen Kapuzinerinnenkloster St. Maria der Engel in Wattwill SG soll eine betreute Wohngemeinschaft entstehen. Die "Fazenda da Esperanca" (Hof der Hoffnung) ist eine Wohngemeinschaft, in der rund ein Dutzend Jugendliche in schwieriger Lebenssituation leben und von Fachleuten begleitet werden; das Konzept stammt aus Brasilien. (kipa)

Umstritten. – Die Freikirche International Christian Fellowship hat anlässlich ihres 15-Jahr-Jubiläums am 11. und 12. Juni in Zürich den umstrittenen deutschen Prediger Reinhard Bonnke eingeladen. Bonnke, der sich selbst "Mähdrescher Gottes" nennt, hat Beziehungen zum ehemaligen Diktator von Liberia, Charles Taylor, unterhalten, sowie zum bereits verstorbenen Militärdiktator Sani Abacha von Nigeria; von diesem habe er grosse Summen für sein Missionswerk Christus für alle Nationen angenommen. (kipa)

Glaubensfest auf malerischer Bühne

33. Evangelischer Kirchentag in Dresden

Von Christoph Schmidt

Dresden. – Vor der märchenhaften Silhouette der wiedererstandenen Barockstadt Dresden hat der 33. Evangelische Kirchentag eine Dramaturgie entfaltet wie selten zuvor. Spätestens als am 1. Juni Zigttausend brennende Lichter über die nächtliche Elbe glitten, wurde klar: Der deutsche Protestantismus schickte sich an, endlich nach Hause zu kommen. Wenigstens symbolisch. Denn drei Viertel der Ostdeutschen sind konfessionslos.

Zwar hatte es bereits 1997 mit Leipzig einen Kirchentag in Ostdeutschland gegeben, der aber – böse gesprochen – seinen westdeutschen Invasionscharakter nicht wirklich abschütteln konnte. Beim zweiten Anlauf sollte es nach den Worten von Kirchentagspräsidentin Katrin Göring-Eckardt mehr denn je darum gehen, "die Zukunft des Glaubens in einer glaubensfernen Umwelt zu sichern". Tatsächlich kam von den rund 120.000 Dauerteilnehmern ein Drittel aus den neuen Ländern.

"Kreuz-Allergiker"

Wer indes die christianisierte Bannmeile im Zentrum mit den singenden Gläubigen in ihren grünen Kirchentagschals verliess, der traf bei Einheimischen durchaus auf altsozialistische Kirchenfeindlichkeit. T-Shirts mit der Aufschrift "Ich bin Kreuz-Allergiker" gehörten noch zu den originelleren Beiträgen. Der Berliner Theologe Wolf Krötke sah es realistisch: "Wir haben die Menschen massenhaft verloren und können sie nur einzeln zurückgewinnen." Der "Gewohnheitsatheismus" aus DDR-Zeiten halte sich zäh.

Ohne Empörung

Ohnehin hatte sich dieser Kirchentag in krisenhafter Zeit viel vorgenommen. Atomausstieg, Wirtschafts-, Finanz- und Eurokrise, Libyen und die Umwälzungen in der arabischen Welt mit ihren Flüchtlingsströmen, Bundeswehrein-sätze – all das sollte bei den gut 2.300 Veranstaltungen Thema werden. Von heissen Kontroversen, die bei Kirchentagen ihrem eigenen Anspruch nach einfach dazugehören, hörte man nichts. "Wir tragen Verantwortung für Gottes Schöpfung", rief die Bundeskanzlerin Angela Merkel bei einem umjubelten Auftritt.

Auch Geschmacksresistentes

Zugegeben: Beim vorgesehenen Hauptthema, dem Atomausstieg, war der Zünder nach dem entsprechenden Regierungsbeschluss feucht geworden: Ende Mai hatte die deutsche Regierung den Atomausstieg bis spätestens 2022 beschlossen. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Nikolaus Schneider, regte einmal mehr eine gesellschaftliche Debatte über die Bundeswehrein-sätze an, über die nicht die Politik allein entscheiden dürfe. Derweil verzückte seine Vorgängerin Margot Käßmann ihre riesige Anhängerschar mit dem geschmacksresistenten Vorschlag, die Taliban zum gemeinsamen Gebet einzuladen. Nein, auch bei diesem Kirchentag ging es nicht um den grossen politischen Wurf. Ebenso wenig wie bei Katholikentagen. Es geht einfach um ein Glaubensfest von Menschen, die hinter einer zweifelhaften Welt mehr vermuten als Krisen und Kriege. (kipa)

Seitenschiff

Schweigen und abtreten. – Woran erkennt man einen guten Diplomaten? An seiner Verschwiegenheit. Der italienische Erzbischof Francesco Canalini (75), Apostolischer Nuntius für die Schweiz und Liechtenstein seit September 2004, muss ein besonders guter Diplomat sein. Er schwieg nämlich in den letzten sechseinhalb Jahren wie ein Grab. Interview-Anfragen wurden höflich, aber konsequent abschlägig beantwortet. In der Öffentlichkeit hinterliess er so gut wie keine Spuren.

Gefunden haben wir zumindest diese Spur: Im November 2005 ist der Nuntius als traditionsgemässer Doyen des diplomatischen Korps in Bern wegen der verschärften Bussen-Praxis der Stadtpolizei beim Eidgenössischen Departement für Auswärtige Angelegenheiten vorstellig geworden. Unter den rund 3.500 ausländischen Diplomaten in der Bundesstadt war nämlich Unmut über die verschärfte Praxis bei Verkehrsbussen aufgekommen, und diesen Unmut hatte der Nuntius als Doyen zuständigenorts diplomatisch zu deponieren.

"Servir et disparaître", dienen und abtreten: Gemäss dieser Devise hat sich Erzbischof Francesco Canalini bereits im März von der Schweizer Bischofskonferenz (SKB) verabschiedet. Inzwischen ist bekannt geworden, dass sein Nachfolger Diego Causero heisst, derzeit noch Nuntius in Prag ist und ebenfalls ein italienischer Erzbischof.

Es ist anzunehmen, dass auch Erzbischof Diego Causero ein guter Diplomat ist. Und deshalb nehmen wir die Ankündigung der SKB, der neue Nuntius spreche alle drei Schweizer Amtssprachen und daneben auch noch Englisch und Spanisch, mit einer gewissen Zurückhaltung auf. **job** (kipa)

Zeitstriche

EHEC. – Die "Enterohämorrhagische Escherichia coli" haben es geschafft: Die Bakterien verbreiten unter Gemüseliebhabern Panik. Angefangen von Gurken, über Sprossen wird nun auch das künstlich schmeckende Tomatenketchup gemieden. Zeichnung von Chappatte. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Andrea Moresino

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das entwicklungspolitische Engagement brachte Fastenopfer nicht immer nur Freunde. Anlässlich der Kampagne «Frieden wagen» von 1981 gab eine Flut von Protestbriefen. Kreise um die Schweizerische Offiziersgesellschaft empfahlen, die Fastenopfer-Säcklein leer abzugeben. Damals sanken die Spenden um 1,8 Millionen Franken gegenüber dem Vorjahr. Um die Wogen zu glätten – aber ohne seinen Standpunkt grundsätzlich zu ändern –, nahm Fastenopfer das Thema ein Jahr später mit dem Slogan «Frieden wagen – Schritte tun» erneut auf. In der Agenda kam sogar der damalige Generalstabchef, Korpskommandant Jürg Zumstein, zu Wort.

Für eine nachhaltige Kirchenfinanzierung

Fastenopfer beteiligt sich an der Finanzierung überdiözesaner Aufgaben in der Schweiz. Im Blick auf eine zukunftsfähige Kirche bringt es dabei die Erfahrungen und Impulse zum Tragen, die es in der internationalen Zusammenarbeit gewinnt. (Leitbild)

Weil rund 85 Prozent der finanziellen Mittel, welche die katholische Kirche in der Schweiz über die Kirchensteuern einnimmt, auf Gemeindeebene eingesetzt werden, stehen nationale und diözesane Aufgaben der katholischen Kirche in der Schweiz finanziell auf schwachen Füßen. Seit Anfang der 1970er-Jahre finanziert deshalb Fastenopfer – in enger Zusammenarbeit mit der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz RKZ – zahlreiche nationale Aufgaben.

Im Jahre 2009 haben Fastenopfer und RKZ zusammen rund 9 Millionen Franken bereitgestellt – davon kamen 2,7 Millionen von Fastenopfer. Zu den rund 50 unterstützten Institutionen gehören nationale Fachstellen wie der Schweizerische Rat der Religionen; Weiterbildungsinstitute wie das Religionspädagogische Institut, kirchliche Medienarbeit wie die Katholische Internationale Presseagentur kipa, sprachregionale Fachstellen für Katechese, Liturgie und Seelsorge, Vereine wie Pro Filia und die Jugendverbände. Auch die Diözesen erhalten namhafte Beiträge. Weil sich die finanzielle Situation zugespitzt hat, erliess Fastenopfer Ende 2010 gemeinsam mit der Bischofskonferenz und der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz RKZ einen Aufruf zu mehr Solidarität innerhalb der katholischen Kirche in der Schweiz. «Denn nur, wenn sie die gemeinsamen Aufgaben auch gemeinsam löst, kann sie glaubwürdig und wirkungsvoll zum Aufbau einer gerechten und solidarischen Gesellschaft beitragen», schreibt Daniel Kosch, Geschäftsführer der RKZ, im Jahresbericht 2010 von Fastenopfer.

Was weiter trägt

In der weltweiten Vielfalt von Religionen und Kulturen und in der Auseinandersetzung von Ideologien, Pseudoreligionen und Kommerzkulturen bringt das Fastenopfer die befreiende Botschaft des Evangeliums zur Geltung. (Leitbild)

Wie jedes professionell geführte Hilfswerk werten Stiftungsrat und Geschäftsleitung von Fastenopfer ihre Aktivitäten regelmässig aus und überlegen, wie die Arbeit noch effizienter und wirksamer gestaltet werden kann. Unter der Leitung von Antonio Hautle, Direktor seit 2001, und mit punktueller Beteiligung der Mitarbeitenden wird im Moment die Strategie für die nächsten sechs Jahre ausgearbeitet. Die Mission des Hilfswerks – formuliert im Leitbild von 1998 – bleibt weiterhin gültig. Doch der gesellschaftliche und kirchliche Kontext verändert sich. Die Zahl der engagierten Katholikinnen und Katholiken nimmt stetig ab. Es müssen neue Wege gefunden werden, um die dadurch wegfallenden Spenden zu ersetzen, damit die Aufgaben im gleichen Masse erfüllt werden können.

«Religion und Spiritualität sind eine wirkungsmächtige Tatsache», die das Leben und Denken prägen, auf gesellschaftlicher wie auch individueller Ebene – zum Beispiel als Überlebenshilfe im schwierigen Alltag», sagt die ehemalige Direktorin Annemarie Holenstein sinngemäss in ihrem Buch «Religion und Spiritualität in Theorie und Praxis der Entwicklungszusammenarbeit». Diese Dimension der Entwicklung hat Fastenopfer bei seinen Aktivitäten von Anfang an einbezogen, dies macht seine Arbeit auch weiterhin einzigartig.

Sichtbar wird dies im Festgottesdienst am 17. Juni 2011 in Luzern werden: Menschen aus aller Welt – darunter einzelne Muslime, Buddhisten und Hindus – feiern mit Menschen, die Fastenopfer unterstützen, und den Schweizer Bischöfen einen vielstimmigen Gottesdienst.

Blanca Steinmann, Fastenopfer

Wir laden ein!

Die Arbeit von Fastenopfer wäre nicht möglich ohne die vielen Hundert Freiwilligen, die sich jedes Jahr in der Fastenzeit aktiv für die Anliegen des Hilfswerks einsetzen: im Gottesdienst und an Informationsveranstaltungen, im Unterricht mit Kindern und Jugendlichen, an Suppentagen und andern Sammelaktionen wie dem Rosenverkauf. Deshalb steht auch die 50-Jahr-Feier unter dem Motto «wir teilen». Sie beginnt am 17. Juni 2011 um 17 Uhr mit einem Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Anton an der Langensandstrasse 5 in Luzern. Gemeinsam mit Menschen aus Lateinamerika, Afrika und Asien und den Bischöfen Markus Büchel, Felix Gmür, Pier Giacomo Grampa und dem ehemaligen Stiftungsratspräsidenten und emeritierten Bischof Ivo Fürer. Dazu sind Sie herzlich eingeladen.

Danach feiern die Gäste zusammen mit den Mitarbeitenden aus der Schweiz und den Koordinatoren aus allen Projektländern in der Swisslife-Arena in Luzern. Wer daran teilnehmen möchte, kann sich auf der Website von Fastenopfer informieren: www.fastenopfer.ch/50jahre

FASTENOPFER

FRIEDENSVISIONEN UND FRIEDENSFÄHIGKEIT IN RELIGIONEN UND KULTUREN

.....

FRIEDEN

6. Religionsforum an der Universität Freiburg/Schweiz

Organisiert und moderiert wurde das am 7. bis 9. April 2011 durchgeführte Symposium von Prof. Dr. Dr. Mariano Delgado und Prof. Dr. Adrian Holderegger OFMCap. In absehbarer Zeit wird ein Sammelband der kompetenten Beiträge erscheinen, bereits jetzt aber sind sie als Videos auf der Homepage des IDR (Institut für das Studium der Religionen und den interreligiösen Dialog) abrufbar.¹

Die Begrüssung durch Rektor Prof. Guido Vergauwen verweist auf den Philosophen Kant, der in seinem «Ewigen Frieden» den Frieden ethisch begründet und dabei nur am Rande von der Bedeutung der Religion spricht (Busstag zum Friedensschluss!). Herauszuheben sei Kants Kategorie der «Gastlichkeit», die ja gut biblisch sei. Friede ist letztlich «nur als Himmel» denkbar. Die biblischen Seligpreisungen könnten als eigentliche «Friedenscharta jenseits der Religionen» gedeutet werden.

1. Beitrag der Religionen und Kulturen für einen zukünftigen Weltfrieden?

Am Anfang ist zu bedenken, was der in Aachen lebende Kubaner *Raoul Fornet-Betancourt* in seinem Beitrag vortrug. Der weitverbreiteten Theorie vom «Ende der grossen Erzählungen» bzw. von der Bedeutungslosigkeit der Traditionen zur Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft sei das Menschheitsgedächtnis entgegenzuhalten, in dem Unabgeholtes und Zumutendes enthalten sei.

Der Einstieg in die Thematik war nun aber nicht einem Interpreten der Vergangenheit zugeordnet, sondern einem Politikwissenschaftler und Friedensforscher, der von einem empirischen Standpunkt aus die Friedensfähigkeit der Religionen darstellte. Prof. *Andreas Hasenclever* (Tübingen) beschrieb zuerst die drei Positionen bzw. Behauptungen: 1. Religion ist Ursache von Gewalt; 2. Religion ist nicht eindeutig, sie kann sowohl gewalttätig als auch friedensfähig sein; 3. Religion ist immer Ursache des Friedens. Der Referent vertritt die 3. Position mit dem Argument, dass Religion als Religion mit einer transzendenten Heilsverheissung auftritt und in Widerspruch zu sich selbst gerät, sobald sie sich der gewaltsamen Durchsetzung von Zielen verschreibt. Empirische Untersuchungen zeigten, dass religiöse Gruppen in diesem Fall nicht einer anderen Logik folgten als andere gesellschaftliche Gruppen und Personen auch. Sehr oft würden religiöse Personen und Gruppen für politische Ziele missbraucht. Deswegen gehört es zu den

zentralen Aufgaben der Religionen, eine konsequente «Instrumentalisierungssprophylaxe» zu betreiben.

Für den international renommierten Prof. *Otmar Keel* (Freiburg) haben die genannten Darlegungen einen hohen Grad an Überzeugungskraft. Dennoch gibt er aufgrund einer nochmaligen Lektüre zu bedenken, dass der Sachverhalt vielleicht doch etwas komplexer und weniger eindeutig sei. Er verweist vor allem auf das Buch Deuteronomium, in dem Jahwe als Kriegsgott dargestellt wird, was in seiner Wirkungsgeschichte bis heute verheerende Folgen zeitigt. Zudem müsste man im Alten Testament zwischen einem inkonsequenten und einem konsequenten Monotheismus unterscheiden: Jahwe als Gott Israels, der Götter anderer Völker zulässt, und Jahwe als alleiniger universaler Gott. Entsprechend differenziert stellen sich Friedensvision und -fähigkeit dar, ausserdem sei Friedensfähigkeit als Versöhnungsfähigkeit zu verstehen. Von daher kommt der «apokathastasis panton», der Allversöhnung, grosse Bedeutung zu. Statt mit der Hölle zu drohen, müsste man das Jüngste Gericht eher im Sinne einer «Wahrheits- und Versöhnungskommission» verstehen lernen.

Prof. *René Bloch* (Bern) wies auf die Ambiguität hin, die bereits im Gottesbild zum Ausdruck kommt: Ist Jahwe ein gnädiger Gott oder ein Kriegsgott? Auf jeden Fall ist im Judentum der Friede sehr eng durch Recht und Gerechtigkeit definiert (Jes 2 und 11) und auf dem Berg Zion bzw. in der Stadt Jerusalem lokalisiert. Diese Texte werden durch Philon von Alexandria an die menschliche Vernunft gebunden und entlokalisiert. Immer mehr wird Jerusalem zu einem utopischen Ort, an dem es nichts Böses mehr gibt: «Nie hat eine Schlange oder ein Skorpion in Jerusalem ein Leid angetan, und nie hat einer zum anderen gesagt: Es ist mir zu eng in Jerusalem, dass ich da übernachte» (Pirke Avot V,5). Schliesslich bleibt – etwa in «Der Dibbuk» von Salomon An-Ski (1863–1920) nur noch die Metapher: die Stadt, die hebräische Sprache, der Hohepriester, das Allerheiligste; die Realität aber sind völlig entkoppelt von den sinnstiftenden Bildern: «Jeder Ort, wo ein Mensch seine Augen zum Himmel erhebt, ist ein Allerheiligstes. Jeder Mensch, der von Gott in seinem Bild und seiner Ähnlichkeit erschaffen wurde, ist ein Hohepriester. Jeder Tag im Leben eines Menschen ist ein Versöhnungstag, und jedes Wort, das ein Mensch aufrichtig spricht, ist der Name Gottes. Deswegen bringt jede Sünde und jedes Unrecht, das ein Mensch begeht, die Zerstörung der Welt.»

Der Schweizer Kapuziner Dr. Anton Rotzetter, Buchautor und Fachmann für französisch und biblisch geprägte Spiritualität, lebt im Kapuzinerkloster Freiburg i. Ü.

¹ <http://www.unifr.ch/ird/de/religionsforum/religionsforum-2011>

Prof. *Ulrich H. J. Körnter* (Wien) konzentrierte seine Gedanken vor allem um die «Reichgottesidee» des Neuen Testaments: Wo Gott zur Geltung kommt, ist Friede. Das «Vaterunser» enthalte die Aspekte des erbetenen Reiches Gottes. Mit der Zeit wurde diese «dogmatische» Aussage zu einer Friedensethik, die immer auch unter einem eschatologischen Vorbehalt steht, aber immer auch politischen Ideologien unterworfen ist.

PD *Heinz Gerhard Justenhoven* (Hamburg) konnte mit seinem Vortrag wohl viele überraschen. Der Titel lautete: «Frieden durch Recht. Zur Relevanz des internationalen Rechts in der Friedensethik der Katholischen Kirche». Seit 1899 war der Vatikan bei der Herausbildung des verbindlichen Völkerrechts beteiligt. Es geht ihm um die Überwindung des Krieges durch eine internationale Rechtsordnung. Bereits 1944 (!) forderte Pius XII. die militärische Durchsetzung des Völkerrechts bzw. der Menschenrechte. Auch Benedikt XVI. brachte diese Durchsetzungskompetenz als letztes Mittel zur Sprache, wenn er auch darauf hinwies, dass dabei dem diplomatischen Bemühen Priorität zufalle.

Auch Prof. *Gerhard Kruip* (Mainz) verweist in seinem Beitrag «Entwicklung – immer noch ein Name für Frieden? Die Rolle der Religionen» auf den faktischen Zusammenhang von «Entwicklung» (Wohlstand, Bruttoinlandsprodukt) und «Frieden». «Populorum Progressio» (1967) formuliert zu Recht: «Entwicklung ist ein neuer Name für Frieden» (Nr. 76–80). Es genügt nicht, einfach die Waffen zum Schweigen zu bringen, Frieden entsteht erst durch Entwicklung des ganzen Menschen und durch Gerechtigkeit, in der alle Ungleichheiten aufgehoben sind. Innerhalb der Kirche haben sich darum auch entwicklungsorientierte Institutionen herausgebildet (Fastenopfer, Misereor ...). Dabei spielt Religion gerade in der Entwicklungsarbeit eine oft übersehene Rolle. Wichtig sind Ritualien und offengelegte Religiosität (Glaubwürdigkeit).

Prof. *Karénine Kollmar-Paulenz* (Bern) stellt die Friedenstätigkeit des aktuellen Dalai Lama dar. Sie begründet ihr Vorgehen mit der Tatsache, dass beim Publikum nicht sehr viel Spezialwissen vorausgesetzt werden kann und dass deswegen ein linguistischer und auf Quellen beruhender Vortrag über die Friedensvision des Buddhismus eine Überforderung darstellte. Aufgrund der konkreten biographischen Abläufe des Dalai Lama kann die Referentin die zentralen Begriffe des Buddhismus hervorheben: Liebe, Mitgefühl, Gewaltlosigkeit, die allesamt allgemeine Grundsätze des Buddhismus sind, aber in einem transformatorischen Bemühen allgemein plausibel sind. In der buddhistischen, zum Teil auch hinduistischen Tradition gibt es einige «Nicht»-Formulierungen, welche das angestrebte Verhalten umschreiben wollen, zum Beispiel: ahimsa = nicht verletzen, po-

sitiv: sich der Zerstörung des Lebens in jeder Form (Pflanzen und Tiere inbegriffen) enthalten.

Hier angefügt sei nun das zunächst fremd erscheinende Thema, das *Raul Fornet-Betancourt* (Aachen) vortrug: «Der neue Mensch bei Ernesto Che Guevara und Ignacio Ellacuría: zwei Momente einer Friedensvision». Es dürfte zwar beim einen oder anderen Widerstand erzeugen, Che Guevara (1928–1967) den Friedensvisionen zuzuordnen. Der Kontext ist die kubanische Revolution, durch die «die Sonne der moralischen Welt» in der Geschichte durchbreche. Vor allem geht es um die Befreiung der Armen, um einen Humanismus, der sich einem der einflussreichsten lateinamerikanischen Denker verpflichtet weiss: José Martí (1853–1895). Es geht in marxistischer Tradition darum, «alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist». Die Herstellung des «neuen Menschen» ist als langfristiges pädagogisches Ziel zu denken. Dieser neue Mensch definiert sich nicht durch Geld und Besitz, sondern durch ein Bewusstsein, das sich in Gerechtigkeit und Würde mit den anderen Mitgliedern in der Gesellschaft verbindet. Diese Transformation des Menschen ist nun die Voraussetzung, um das Leben des Jesuitenmartyrers Ignacio Ellacuría (1930–1989) aus El Salvador zu verstehen. Die genannte Transformation ist nach ihm nur als Bekehrung im Sinne einer radikalen Jesusnachfolge möglich. Diese ist aber nicht zu realisieren, wenn dabei nicht auch radikale strukturelle Veränderungen in Politik und Ökonomie erfolgen. Eine Neuordnung des Sozialen und Kulturellen ist sowohl Voraussetzung als auch Ziel der Bekehrung. Dieser «Neuanfang» ist entschieden «antikapitalistisch» und innerhalb der Geschichte zu realisieren. Er spricht von einer «Zivilisation der Armut», die der «Zivilisation des Reichtums und des Kapitals» gegenübersteht, was den Moderator Prof. Delgado zur Bemerkung veranlasst, hier würde einer «Franziskanisierung der Welt» das Wort geredet. Für Ellacuría ist die Armut freilich nicht als «Pauperismus» zu deuten, sondern als positive Definition des Menschen, dessen wesentliche Grundbedürfnisse gerade dann erfüllt werden können, wenn die Dynamik von Geld und Besitz ausser Kraft gesetzt ist.

2. Philosophische Traditionen

Neben den religiösen Traditionen spielen selbstverständlich auch philosophische Traditionen eine Rolle, die vom Individuum des Menschen ausgehen.

In einem Parforceritt durch das Gebiet der Ethik unter dem Titel «Ist der Mensch friedensfähig?» breitet Prof. *Markus Vogt* (München) ein ganzes Arsenal ethischer Begründungszusammenhänge und Normbildungsformen aus. Als Vorbemerkung zur Titelfrage meint der Experte, dass die Antwort in der Schwebe bleiben müsse. Die Natur des Menschen sei formbar, nicht einfach vorgegeben, sondern einerseits

FRIEDEN

FRIEDEN

durch die Gesellschaft konstruiert, andererseits einem ständigen Bemühen des Einzelnen aufgegeben. Was irgendwie als Beitrag zur Friedensfähigkeit betrachtet werden kann, wird aufgerufen: die Anthropologie mit den verschiedenen Teilgebieten, die Evolutionstheorie (Daseinskampf, Sozialdarwinismus: egoistisches Gen), die Aggressionsforschung mit ihren Erklärungsmodellen (Trieb- und Lerntheorie: Verdrängung, Sublimierung, Transformierung, Frustration, Beherrschung, Zivilisierung, Konfliktstrategien, Friedenserziehung), das Menschenbild des Philosophen Thomas Hobbes (Selbsterhaltung/Anerkennung: der Krieg aller gegen alle; der Drang zum gesellschaftlichem Zusammenschluss, Humanisierung durch den Staat), aber auch Hegel (Friede auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung) usw. Und das alles in etwas mehr als dreissig Minuten!

Prof. *Jean-Claude Wolf* (Freiburg/Schweiz) stimmt den Ausführungen seines Vorredners in global zu, führt aber die Hobbessche Philosophie weiter. «Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf»; er kann sich nur in einem Staat sicher fühlen; ein schlechter Staat sei besser als gar keiner; Revolutionen sind in sich schlecht. Dagegen hält der Referent fest, dass sie auch Zeichen der Hoffnung sein können. Hoffnung aber gehöre der Theologie an und entstehe auf der Grundlage von Heilszusagen. Menschen können sich nicht selber erlösen, darum muss man der sogenannten Friedensfähigkeit des Menschen mit Skepsis begegnen und der Verfügbarkeit und Machbarkeit des Endgültigen eine Absage erteilen. Besser sei bei der Selbstliebe, also beim «konstruktiven Egoismus» anzusetzen; mit Egoisten, die um ihre Interessen wissen, ist besser zu verhandeln als mit Idealisten, deren Ziele konfus bleiben. Auch der Begriff «Opportunismus» sei als Akt des Mutes positiv zu bestimmen. Mit dieser bewusst provokativen Feststellung beschliesst Prof. Wolf seine ungewohnten Gedanken.

Zum Thema «Sind Gesellschaften friedensfähig?» setzt PD *Otto Kallscheuer* (Berlin) nochmals beim Einzelnen an. Dieser sei in sich gut und zum Frieden fähig (J.J. Rousseau), was auch durch die Primatenforschung Michael Tomasellos bestätigt würde. Primaten sind, wenn auch auf differenzierte Weise, durch eine «geteilte Intentionalität» bzw. durch das «Wir-Gefühl» zu bestimmen. Sie sind fähig, Gesellschaften herauszubilden, Kooperationsformen auszugestalten und zu einem Kollektivbewusstsein zu finden.

Andererseits ist darin immer auch die Möglichkeit zum Dissens, also zur Auseinandersetzung und zur Gewalt gegeben. Die Möglichkeit zur Nicht-Übereinstimmung ist dann auch die Wurzel für Krieg innerhalb des Kollektivs und mit anderen Gruppen (Staaten). Vergesellschaftung und Vereinzelung sind also die Kennzeichen menschlicher Existenz. Als grundlegende Frage stellt sich, wie weit das Kollektivbewusstsein von der Familie über den Stamm

zum Staat und schliesslich zur Menschheit möglich ist. Dabei gibt es drei Antworten: Ein allmählicher und gleitender Übergang ist prinzipiell möglich; er ist nicht möglich (Rousseau); es braucht dazu aussergewöhnliche Umstände oder einen ethischen bzw. religiösen Sprung.

Auf diese in formaler Hinsicht etwas fahrigten Ausführungen folgt eine wohlthuend konzise Ergänzung durch Prof. *Adrian Holderegger* (Freiburg). Das Grundthema lautet: Ist der Mensch von Natur aus gut und kooperativ und wird erst durch die Gesellschaft verdorben (Rousseau), oder ist er egoistisch und gewalttätig und muss durch Kulturarbeit bzw. Einbindung in die Gesellschaft (Staat) zur Kooperation erzogen werden (Hobbes, Schopenhauer)? Holderegger stützt sich auf verschiedene moderne Forschungen, um zwischen Rousseau und Hobbes zu vermitteln: Der Mensch hat von Natur aus ein Bedürfnis, in Gemeinschaft zu leben. Er ist nicht primär egoistisch bestimmt, sondern naturaliter zu Fairness und Kooperation fähig. Es bedarf aber ausgehandelter Regeln, in denen auch Sanktionen vorgesehen sind. Die Überwachung solcher Regeln gehört zur spezifischen Fähigkeit menschlicher Gesellschaften. Dabei genügen Sanktionen allein nicht, sondern es bedarf eines Systems anerkannter Wertvorstellungen.

Holderegger greift zum Schluss einen hilfreichen Gedanken des viel zitierten Thomas Hobbes auf und gibt der Diskussion eine unerwartete Wende. Auch wenn dessen Menschenbild korrigiert und differenziert werden muss, hat Hobbes doch einen Gesichtspunkt sehr genau gesehen, nämlich das Problem, wie denn in einem humanisierenden Staat und im Rahmen von Sanktionen die Kontrolleure kontrolliert werden könnten. John Locke hat später das von Hobbes nicht gelöste Problem durch die Gewaltenteilung (Parlament, Justiz) zu lösen versucht.

Prof. *Heiner F. Klemme* (Mainz) spricht zum immer wieder zitierten Kant, konkret über «Kant und die Idee des Völkerbundes». Vorauszusetzen ist Kants kategorischer Imperativ, aus dem sich die Friedensfähigkeit des Menschen ergibt. Die Vernunft gebietet, die Freiheit richtig zu gebrauchen. Dazu gehört im sozialen Bereich der Friede auf der Grundlage des Rechts. Verbindliches Recht ist «institutionalisierte Freiheit». Der Mensch kann sich für den «ewigen Frieden» entscheiden. Vorbedingungen des zukünftigen Friedens sind absolute Verbote (keine stehende Heere, keine Einmischung in Verfassung und Regierung anderer Staaten ...). Zu unterscheiden sind im öffentlichen Recht: Staatsrecht (innerstaatlicher Friede als Zwangsrecht), dessen Staatsform am besten die republikanisch verfasste Monarchie ist, Völkerrecht (zwischenstaatlicher Friede, aber kein Zwangsrecht), Weltbürgerrecht (universaler Friede, ebenfalls nicht Zwangsrecht). Somit strebt Kants Gedankenwelt zum Weltfrieden bzw. Völkerbund hin.

3. Praktische Friedensarbeit

Nach den religiösen und philosophischen Grundlagen werden einige Beispiele praktischer Friedensarbeit dargestellt. So spricht Prof. *Walter Lesch* (Louvain) über den «Pazifismus als Friedensvision». Pazifismus (Erleiden der Gewalt, gewaltloser Widerstand) ist meist religiös motiviert, es gibt es ihn aber auch in säkularer Form. Er ist als ethisches System oft faszinierend kohärent. Gleichwohl geraten seine Vertreter oft in Widerspruch zu sich selbst, besonders dann, wenn sie sich aus der allgemeinen Verantwortung herausziehen oder die Folgen zu wenig bedenken. In der Diskussion bringt Prof. *Holderregger* den Begriff der «praktischen Kohärenz» der Pazifisten ein, mit anderen Worten: Ein Pazifist mag theoretisch nicht alles bedenken, sein konkretes Engagement kann dennoch sehr überzeugend sein.

Konkret ist auch der Bericht, den Dr. *Katrin Kusmierz* (Bern) vorgelegt hat: «Vergangenheitsbewältigung als Friedenssicherung? Die Wahrheits- und Versöhnungskommission in Südafrika». Sehr eindrücklich beschreibt die Referentin das kühne Unternehmen, in dem Opfer und Täter einander begegneten: Unter Zusicherung eine Amnestie unter bestimmten Bedingungen sollten Täter ihre Motive und Verstrickungen und Opfer ihre Entwürdigung und Leiden darstellen. Beides sollte Teil eines kollektiven Gedächtnisses werden und den Opfern Anerkennung und Respekt zuerkennen. Ob die Kommission ihr Ziel erreicht hat, bleibt offen.

Prof. *Mariano Delgado* (Freiburg/Schweiz) stellt «die Allianz der Kulturen als Friedensvision» dar, eine Initiative des spanischen Ministerpräsidenten Zapatero (2004), und Dr. *Günther Gebhart* (Tübingen) Hans Küngs «Weltethos». Dr. *Thomas Scheffler* (Beirut) spricht von der zaghaften und oft politisch motivierten interreligiösen Begegnung im muslimischen Raum und Dr. *Paul Grossrieder* (Freiburg) über den Versuch des Internationalen Roten Kreuzes, in Gewaltkonflikten ein Minimum an Recht aufrecht zu erhalten und den Krieg zu «humansieren».

Höchst interessant ist der Werkstattbericht von Prof. *Richard Friedli* (Freiburg), der auch als Weiterführung oder Verallgemeinerung der Erfahrungen der Wahrheitskommission in Südafrika gedeutet werden kann. Sein Beitrag trägt den Titel «Transitional Justice und Versöhnungsrituale» und ist das Ergebnis der Arbeitsgruppe «Religion-Politik-Konflikte», welche vom Eidgenössischen Departement für Auswärtige Angelegenheiten eingerichtet wurde. Der englisch gehaltene Begriff im Titel meint inhaltlich die verändernden Wirkungen des Rechts bzw. der Gerechtigkeit (Recht auf Wahrheit, auf Gerechtigkeit, auf Wiedergutmachung und die Garantie für Nicht-Wiederholung) und ist ein erstes Werkzeug auf dem Weg zum Frieden. Das andere sind traditionelle, anpassende Versöhnungsrituale («Quilt-Aids-Trauer»

(USA), der muslimische Waffenstillstand («Hudna»), die koreanische Heilungszeremonie, das ruandische Volkstribunal, die kolumbianischen Friedensdörfer, palästinensische Versöhnungsriten). Denn der Religion bzw. der «Spiritualität» in einem allgemeinen Sinn kommt eine besondere Bedeutung zu. Sie kann definiert werden als «das Bewusstsein von Verantwortung, das in einer absoluten Betroffenheit (ultimate concern) verwurzelt ist und sozialpolitische Auswirkungen hat». Ebenso wichtig sind Wertetraditionen (die buddhistische Schicksalsverbundenheit, das Bantu-Ideal der Menschlichkeit, die christlich-paulinische Metapher vom Leib Christi und das islamische Glaubensbekenntnis). Aus allem kann die Tiefenkultur neu interpretiert werden als Schnittstelle zwischen einem fundierten Weltbild, gegebenen Plausibilitäten und des kollektiven Gedächtnisses.

Das Symposions-Programm war sehr gedrängt, obwohl eine ganze Reihe vorgesehener Vorträge ausgefallen war. Für eine wirkliche Diskussion blieb kaum Raum. Vieles blieb ungesagt und unerwähnt. Es wird nun die Aufgabe sein, den Dokumentationsband so zu gestalten, dass vom Symposium sowohl wissenschaftliche als auch praktische Impulse für die Zukunft fruchtbar bleiben.

Anton Rotzetter

Franz von Assisi und die Tiere

Anton Rotzetter: Die Freigelassenen. Franz von Assisi und die Tiere. (Paulus Verlag) Freiburg/Schweiz 2011, 197 Seiten.

Anton Rotzetter legt mit seinem Buch einen Weckruf vor, der durch folgende Ausgangssituation grundgelegt ist: «Entweder wir bestimmen, direkt oder indirekt durch unser faktisches Verhalten, dass ein Grossteil der Menschheit der Armut und letztlich dem Tod zu überlassen ist, oder (die Gesellschaft sucht würdevolle Wege, diese Verantwortung anzunehmen, um zur eigenen Überraschung festzustellen, dass sie sich durch diese Beschränkung Freiheit erobert) (...). Von Franz zu Assisi her ist nicht nur der Verzicht zu lernen, sondern auch und vor allem die Ehrfurcht vor dem Leben in allen Erscheinungsformen» (S. 15.). Hier stellt der Autor nun die Ehrfurcht vor dem Leben, wie es sich im Tier zeigt, ins Zentrum, und legt die Texte vor, in denen Franz von Assisi selbst etwas zum Thema Tier sagt. Rotzetter durchgeht danach die vielen biographischen Quellen und legt eine theologische Deutung vor, ausserdem prüft er die einzelnen Erzähltraditionen. So finden wir die Vögel als Mitsänger im grossen Lobgesang, die Tiere als Offenbarungsträger, das Tierhalteverbot für die Minderbrüder, das Lamm als sakramentale Metapher und das Reitverbot gegen das Reiten als Statussymbol usw. Das Buch regt zum Nachdenken an – in der gegenwärtigen Krisenzeit sicher ein Gebot der Stunde.

Urban Fink-Wagner

FRIEDEN

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

«Flüchtlinge mussten alles zurücklassen.
Ausser ihrem Talent»

Aufruf der Kirchen und Religionsgemeinschaften zum Flüchtlingssonntag und Flüchtlingssabbat vom 18./19. Juni 2011

Menschen, die aus ihren Heimatländern vor Gewalt und Verfolgung flüchten mussten, erhalten in der Schweiz Asyl. 25000 anerkannte Flüchtlinge leben in unserem Land. 23000 Personen sind vorläufig aufgenommen. Diese Menschen stehen am Flüchtlingssonntag und Flüchtlingssabbat im Blickfeld.

Wir haben ihnen Schutz gewährt, basierend auf unserem Verständnis der Nächstenliebe und unserer Verpflichtung im Rahmen des Völkerrechts. Damit ist unsere Schuldigkeit aber nicht getan. Nun geht es auch darum, sie am Zusammenleben in unserer Gesellschaft teilhaben zu lassen.

«Flüchtlinge mussten alles zurücklassen», steht auf dem Plakat der diesjährigen Aktion zum Flüchtlingssonntag und Flüchtlingssabbat. Der Satz weist auf den fundamentalen Verlust hin, den Flüchtlinge beim Verlassen ihrer Heimat erleiden. Er hat aber noch eine Ergänzung: «Ausser ihrem Talent». Damit weisen die Hilfswerke auf das Potenzial hin, das jeder Flüchtling mitbringt, das aber oft ungenutzt bleibt. Zu uns kommen Menschen mit Erfahrungen und Wissen. In vielen Fällen bringen sie eine berufliche Ausbildung mit, die bei uns aber nicht unmittelbar anerkannt wird. Die Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen können mit ihren Kompetenzen sich selbst und unsere Gesellschaft weiterbringen. Damit dies gelingt, müssen wir ihnen eine Chance geben und es ihnen ermöglichen, ihre Integration erfolgreich zu gestalten. Als Kirchen und Religionsgemeinschaften stehen wir in der Verpflichtung, diese Offenheit gegenüber Flüchtlingen zu fördern und einen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration zu leisten. Jede gelungene Integration ist ein Gewinn für uns alle.

Die Kirchen und Religionsgemeinschaften haben sich schon 1985 gemeinsam verpflichtet: «Die Achtung der Menschenwürde jeder Person, ungeachtet ihrer Rasse, Sprache, Religion, ihres Geschlechts oder ihrer sozialen Stellung gehört zu den Grundsätzen unseres Staates und unserer Kultur. Dieser Grundsatz hat sich besonders in unserem Verhalten gegenüber den Schwachen und Benachteiligten, auch gegenüber den Asylsuchenden

und Flüchtlingen zu bewähren.» (Auf Seiten der Flüchtlinge, 1985).
Dieser Verpflichtung wollen sie auch 2011 nachkommen.

Gottfried Wilhelm Locher, Präsident Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund
Bischof Norbert Brunner, Präsident Schweizer Bischofskonferenz
Bischof Dr. Harald Rein, Christkatholische Kirche der Schweiz CKS
Dr. Herbert Winter, Präsident, Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund SIG

Erzbischof Diego Causero wird Nuntius in der Schweiz

Papst Benedikt XVI. hat heute Erzbischof Diego Causero zum Apostolischen Nuntius in Bern ernannt. Erzbischof Causero ist gegenwärtig noch Apostolischer Nuntius in Prag. Die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) heisse ihn in der Schweiz willkommen, schreibt der Präsident der SBK, Bischof Norbert Brunner, in einem Brief an den neuen Nuntius. Erzbischof Causero wird in Bern Erzbischof Francesco Canalini ablösen, der in den Ruhestand treten wird. Das genaue Datum des Amtswechsels ist noch nicht festgelegt. An ihrer ordentlichen März-Versammlung hatte die SBK vom bisherigen Nuntius Abschied genommen und ihm für seine Dienste gedankt.

Monsignore Diego Causero wurde am 13. Januar 1940 in Moimacco (Udine), Italien, geboren. Er empfing am 7. April 1963 die Priesterweihe und schloss sein Studium 1966 mit der Promotion zum Doktor der Theologie ab. Er trat 1973 in den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls, der ihn nacheinander zu den Apostolischen Nuntiaturen in Nigeria, Spanien, Syrien und Australien, an die Mission des Heiligen Stuhls bei der UNO in Genf sowie an die Apostolische Nuntiatur in Albanien führte.

Zum Erzbischof von Grado ernannt, wurde er als Apostolischer Nuntius 1992 in den Tschad und 1993 in die Zentralafrikanische Republik entsandt. 1999 wurde er zum Apostolischen Nuntius in Syrien ernannt. Seit dem 10. Januar 2004 ist er Apostolischer Nuntius in Tschechien. Erzbischof Causero spricht Italienisch, Französisch, Englisch, Deutsch und Spanisch.

Freiburg i. Ü., 28. Mai 2011

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

BISTUM BASEL

Priesterweihe

Der Bischof von Basel, Mgr. Dr. Felix Gmür, hat am Sonntag, 5. Juni 2011, in der Pfarrkirche St-Pierre in Porrentruy (JU) folgenden Diakonen die Priesterweihe für das Bistum Basel erteilt:

Diakon Antoine Dubosson, von Troistorrents (VS), in Saignelégier (JU);
Diakon Romain Gajo, von Ocourt (JU), in Porrentruy (JU)
Diakon François-Xavier Gindrat, von Pleujouse (JU), in Delémont (JU).

Bischöfliche Kanzlei Hans Stauffer, Sekretär

Ausschreibung

Die auf den 1. September 2011 frei werdende Co-Leitung der Fachstelle für Pfarreientwicklung und Diakonie der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Luzern wird für einen Co-Stellenleiter/eine Co-Stellenleiterin (80%) ausgeschrieben (siehe Inserat).

BISTUM CHUR

Missio canonica

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilt die Missio canonica an Uta-Maria Königer, als Leiterin der Fachstelle für Religionspädagogik in Zürich.

Diakonenweihe

Am Samstag, 14. Mai 2011, hat Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder in der Kirche St. Anton in Zürich folgende Priesteramtskandidaten zu Diakonen geweiht:

Daniel M. Bühlmann, Hll. Peter und Paul in Bürglen (UR); Hagen Gebauer, Liebfrauen in Zürich; Marcel Köhle, Seelsorgeraum St. Anton und Maria Krönung in Zürich; Martino Mantovani, St. Peter und Paul in Winterthur.

Stellenausschreibungen

Die Pfarrei Guthirt in Thusis wird auf den 1. Februar 2012 zur Neubesetzung durch einen Pfarrer, einen Ständigen Diakon oder einen Pastoralassistenten/eine Pastoralassistentin ausgeschrieben.

Interessenten sind gebeten, sich bis zum 7. Juli 2011 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Chur, 1. Juni 2011

Bischöfliche Kanzlei

KATH. KIRCHENVERWALTUNGSRAT 8880 WALENSTADT

Die Pfarrei Walenstadt am Walensee zählt ca. 2400 Katholiken. Sie ist eingebunden in der Seelsorgeeinheit Walensee. Wir sind eine offene, lebendige und bunte Gemeinde. Wir setzen uns im Spannungsfeld von Bewahren und neuem Gestalten für die Vielfalt im Pfarreileben ein.

Wir suchen nach Übereinkunft eine/einen

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten

oder

Religionspädagogin/ Religionspädagogen

Beschäftigungsgrad 80 – 100%.

Ihre Aufgabengebiete sind:

- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge
- Koordination des Religionsunterrichtes für Walenstadt
- Erteilung von Religionsunterricht (Primarschule und Oberstufe)
- Mitarbeit an der Firmung 18+
- Aufbau einer Arbeit mit jungen Erwachsenen
- Mitarbeit in der Erwachsenenbildung
- Ökumenische Zusammenarbeit
- Einsitz im Seelsorgeteam und Pfarreiteam Walenstadt

Sie bringen mit:

- Abgeschlossenes Studium der Theologie oder der Religionspädagogik
- Arbeitsfreude, innovative Ideen und Teamfähigkeit
- Erfahrung in der praktischen Pfarreiarbeit
- Freude, Ihren Glauben mit den Menschen vor Ort zu leben
- Flexibilität im Zusammenhang mit der Seelsorgeeinheit Walensee
- Bereitschaft zu unterschiedlichen Arbeitszeiten
- Bereitschaft, in Walenstadt Wohnsitz zu nehmen

Wir bieten Ihnen:

- junges, engagiertes Pfarreiteam
- verantwortungsvolle, abwechslungsreiche, interessante und selbstständige Arbeit
- vielseitige Mitarbeit in engagierten kirchlichen Gruppen und Vereinen
- die Möglichkeit, Ihre Kreativität zu leben
- gutes Einvernehmen mit dem Kirchen- und Pfarreirat
- eine reizvolle Landschaft zum Wohnen und Arbeiten (Berge, See)

Ihr Stellenantritt ist nach Vereinbarung, vorzugsweise bis 1. August 2011.

Weitere Auskünfte erteilen Ihnen gerne:
Emil Hobi, Pfarrer/Teamleiter Seelsorgeeinheit, emil.hobi@bluewin.ch, 079 338 03 51, oder Jessica Tomkin, Pastoralassistentin, jessica.tomkin@googlemail.com, 081 710 21 17

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis 20. Juni 2011 an:
Kirchenverwaltungsratspräsident, Corniel Jud, Freihofstrasse 3, 8880 Walenstadt



Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern

Die Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern unterstützt mit ihren Fachstellen die Arbeit in den Pfarreien, Pastoralräumen und Kirchgemeinden. Durch die Pensionierung eines Mitarbeiters und die Neuorientierung und Kündigung eines weiteren Stelleninhabers suchen wir für unsere Fachstelle für Pfarreientwicklung und Diakonie eine

Fachperson für Pfarreientwicklung

Theologe/Theologin mit einem Pensum von 80 Prozent.

Was zu Ihren Aufgaben gehört:

- fachliche Einführung von Personen, die in der Pfarrei Verantwortung übernehmen für besondere liturgische Aufgaben und Dienste für ausgewählte Themen aus dem Bereich Diakonie
- fachliche Einführung von Pfarreirätinnen und -räten
- Unterstützung von Pfarreien und Kirchgemeinden im Prozess des Pastoralen Entwicklungsplans (PEP)
- pastorale Impulse für Kirchenrätinnen und Kirchenräte
- spirituelle Angebote für kirchliche Mitarbeitende und freiwillig Engagierte
- Beratung von Seelsorgenden, Räten und freiwillig Mitarbeitenden bei der Umsetzung von pastoralen Herausforderungen (Seelsorgekonzepte, Neuanstellungen, Moderationen und Mediationen usw.)

Was wir von Ihnen erwarten:

- abgeschlossenes Theologiestudium, NDS BE oder analoge Zusatzausbildung und Kenntnisse in der Erwachsenenbildung
- solide pastorale Erfahrung in der Pfarreiarbeit
- Kenntnis der kirchlichen Strukturen im Bistum Basel
- Teamfähigkeit und soziale Kompetenzen im Umgang mit Seelsorgenden und Behörden

Was wir Ihnen bieten:

- eine selbständige und abwechslungsreiche Tätigkeit im Team
- Ihr Arbeitsplatz in der Stadt Luzern ist zeitgemäss eingerichtet
- wir unterstützen gezielte Weiterbildung und bieten fortschrittliche Anstellungsbedingungen

Stellenantritt:

1. September 2011 oder nach Vereinbarung

Für nähere Informationen stehen folgende Personen zur Verfügung:

- Synodalrat Armin M. Betschart, Dagmersellen (Telefon 062 756 30 01, E-Mail armin.betschart@lukath.ch)
- Dr. Urs Corradini, Bistumsregionalverantwortlicher (Telefon 041 419 48 23, E-Mail urs.corradini@bistum-basel.ch)

Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen richten Sie bitte bis 15. Juni 2011 an:

Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern

Edi Wigger, Synodalverwalter
Abendweg 1, Postfach, 6000 Luzern 6
edi.wigger@lukath.ch



Fortschritt findet unabhängig statt.

Auch in der Audiotechnik ist nichts so gut, dass weitere Verbesserungen ausgeschlossen sind. Wir setzen daher auf den technischen Fortschritt statt auf ein fix vorgegebenes System. Unsere Lösungen sind an keinen Anbieter gebunden – sie entwickeln sich laufend mit dem Wettbewerb. Steigende Ansprüche an die Tonqualität bedeuten dabei nicht zwingend teurere Anlagen. Wir lassen gerne von uns hören.

Verstehen ist mehr als hören

Weil es darauf
ankommt,
wie es ankommt.


MEGATRON

MEGATRON Kirchenbeschallungen
Bahnhofstrasse 50, 5507 Mellingen
Telefon 056 481 77 18
megatron@kirchenbeschallungen.ch

www.kirchenbeschallungen.ch

Versilbern Vergolden Reparieren Restaurieren



Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vortragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG

Grossmatte-Ost 24 · 6014 Luzern
Tel. 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch



Schweizer
**Opferlichte
EREMITA**
direkt vom
Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern
- kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT-KERZEN AG
Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14

LIENERT KERZEN

AZA 6002 LUZERN

8702 / 120

Abtei

Kloster

8840 Einsiedeln

0000001566

SKZ 23-24 9. 6. 2011

Autorinnen und Autoren

Dr. Hanspeter Ernst
Limmattalstrasse 73, 8049 Zürich
ernsth@bluewin.ch
Sibylle Hardegger
Newmaninstitutet, Slottsgänd 6,
75309 Uppsala, Schweden
sibyllehardegger@gmx.ch
Dr. Simone Rosenkranz
Eichmattstrasse 23, 6005 Luzern
simone.rosenkranz@zhbluzern.ch
Dr. Anton Rotzetter OFM Cap.
Rue de Morat 28, 1700 Fribourg
rotzetter@bluewin.ch
Dr. Katharina Schmocke Steiner
Rebgasse 13, 4314 Zeiningen
kksteiner@sunrise.ch

Blanca Steinmann, Fastenopfer
Postfach 2856, 6002 Luzern
steinmann@fastenopfer.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzfmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.-
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.-

Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-
annahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Zum erweiterten Impressum siehe SKZ-Ausgabe
Nr. 20/2011, S. 338.

Schweizerische Kirchen- Zeitung

DAS ZWEITE VATIKANISCHE KONZIL UND DIE SCHWEIZ

Schon bald, am 11. Oktober 2012, können wir das 50-Jahr-Jubiläum der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils feiern, Grund genug, sich wieder vertiefter mit den Texten und Inhalten dieses kirchlich und weltgeschichtlich bedeutsamen Ereignisses zu beschäftigen, damit dieses Konzil nicht dem Vergessen oder sogar dem bewussten Verdrängen anheimfällt!

Ein Rückblick mit Schweizer Bezug

Eine gute Möglichkeit der Erinnerung und des vertieften Nachdenkens bietet nun die Aufsatzsammlung «La réception du Concile Vatican II par les théologiens suisses / Die Rezeption des II. Vaticanums durch Schweizer Theologen», die vor kurzem von Guy Bedouelle und Mariano Delgado in der Reihe «Studia Friburgensia, Series historica 7» herausgegeben worden ist (Academic Press Fribourg 2011, 240 S., mit Portraits der darin behandelten 20 Theologen und der Theologin H. Schüngel-Straumann).

Die Reihe der französischsprachigen Theologen beginnt mit Kardinal Charles Journet (*Philippe Chenaux*), der als Kardinal noch an der vierten und letzten Konzils-session teilgenommen hat und ein Vertrauter Pauls VI. war. Er, der ökumenisch interessiert war, zeigte sich nach dem Konzil als Verteidiger des seiner Ansicht nach bedrohten katholischen Glaubens. Ob Karl Barth einen Einfluss auf das Zweite Vatikanische Konzil gehabt hat, ist umstritten, aber es ergeben sich Parallelen im Offenbarungsverständnis (*Gilles Routhier*). Barth jedenfalls interessierte sich für das Konzil, wie dies

auch bei der «Ecole de Neuchâtel» der Fall war (*Gottfried Hammann*). Der Dominikaner Henri de Riedmatten war streng genommen kein Theologe, bereitete aber die Vertretung des Heiligen Stuhls bei der UNO vor (*Paul Grossrieder*). Libero Gerosa schildert das Lebenswerk Eugenio Coreccos als praktische Umsetzung des Konzils unter den Leitworten Wahrheit, Freiheit und Gemeinschaft.

Von Balthasar und Küng zum «Mysal»

Hans Balthasar war ein Vorläufer des Konzils, der sich nach dem Konzil gegen eine verkürzte Konzilsrezeption gewehrt hat und deswegen von gewissen Kreisen als reaktionär eingestuft wurde (*Peter Henrici*). Beim reformierten Oscar Cullmann ist auffällig, dass er vor allem in der katholischen Theologie rezipiert wurde (*Thomas K. Kuhn*). Leo Karrer stellt Hans Küngs Konzils- und Konzilsrezeptionsdeutung dar, die mit dem pessimistischen Stichwort «Verrat am Konzil» zusammengefasst werden kann.

Den zehn Theologen gewidmeten Aufsätzen folgen fünf thematische Artikel: Guido Verga-
wen bietet einen Überblick über die Wegbereiter des ökumenischen Aufbruchs in der Schweiz, während Mariano Delgado die Entstehungsgeschichte des Standardwerks «Mysterium Salutis» darstellt – eine Hochzeit der Theologischen Hochschule Chur. Rolf Weibel schildert kirchliche Entwicklungen in der Schweiz nach dem Konzil, Max Küchler beschreibt innovative Ansätze in der Exegese und Walter Lesch solche in der Ethik. Das ganze Buch eine spannende Lektüre! *Urban Fink-Wagner*

409
VATICANUM II

410
LESEJAHR

411
DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

417
KIPA-WOCHE

430
AMTLICHER
TEIL

Guy Bedouelle / Mariano Delgado (Eds.)



La réception du Concile Vatican II
par les théologiens suisses
Die Rezeption des II. Vaticanums
durch Schweizer Theologen

Academic Press Fribourg

GOTTES ELTERN SCHAFT IST JESU WEISHEIT

14. Sonntag im Jahreskreis: Mt 11,25–30

Ein Evangelium über Jesu Gottesbeziehung, tiefes Vertrauen und Verbundenheit. Daraus folgt das Verständnis Jesu als ein Nachfolger, als ein Kind der Weisheit.

Was in den Schriften geschrieben steht

Das Evangelium beginnt mit den Worten «Zu jener Zeit». Wir überlesen das gern. Aber warum steht es da? Welche Zeit meint Matthäus? Lesen wir die Verse davor, so ist es die Zeit, in der Jesus Wunder wirkend und lehrend durch die Städte zog. Er ist vielen Menschen begegnet, aber diese Begegnungen scheinen für Jesus nicht ermutigend gewesen zu sein, die Städte haben sich nicht bekehrt. Jesus verwünscht diese Städte gerade in den Versen vor unserer Perikope. Auf diese klare und harte Ansage folgt ein Gebet, das damit eingeleitet wird, dass Jesus «antwortete», was die Einheitsübersetzung allerdings nicht wiedergibt. Jesus antwortet Gott. Aber Gott spricht hier nirgendwo. Jesu Gebet scheint eine Antwort zu sein auf das, was Gott hier geschehen lässt, nämlich, dass die Städte sich nicht bekehren. Und Jesus antwortet auf diesen Misserfolg mit einem Lob Gottes. Es ist in dem griechischen Wort «exhomologeō» ausgedrückt, das in vielen Psalmen steht, in denen Menschen klagen und um Hilfe rufen (z.B. in Psalm 6,6; 28,7; 30,5; 52,11). Dort ist es ein Lobpreis aus der Not heraus. Das klingt absurd. Wie kann man klagen und zugleich Gott loben? Die psalmenbetenden Menschen sind getragen von dem Vertrauen darauf, dass Gott grösser ist, grösser als die Not, grösser als alles, und deshalb auch alles zum Guten wenden kann. Der Lobpreis will das Vertrauen in diese Grösse und Macht Gottes nicht vergessen. Wenn Jesus in einer Zeit, in der die Städte sich nicht bekehren, in der er sein Scheitern spürt, Gott lobpreist und singt, dann schliesst er sich diesem Vertrauen der psalmenbetenden Menschen an. Er nimmt damit aber auch sein eigenes Wissen, Besserwissen, seine eigenen Mittel zurück und gibt seine Situation in Gottes Hand.

So betet Jesus auch weiter, indem er tiefer in seine Beziehung zu Gott geht und ihn als «Vater» bezeichnet. Damit greift er ein ersttestamentliches Gottesbild auf. Nicht nur für David ist Gott Vater (2 Sam 7,14; Ps 89,27), Gott ist Vater für alle Menschen, zumindest Israels, aber auch darüber hinaus (Ps 68,6; Jer 31,9; Mal 1,6; 2,10). Das Vaterbild für Gott betont einerseits den Aspekt der Autorität, vielmehr aber noch die sorgende, nährende und schützende Verantwortung eines Vaters. So heisst es in Jer 31,9: «Weinend kommen sie und tröstend geleite ich sie. Ich führe sie an wasserführende Bäche, auf einen ebenen Weg, wo sie nicht straucheln.

Denn ich bin Israels Vater, und Efraim ist mein erstgeborener Sohn.» Auch in Hos 11,1–4 tritt Gott in elterlicher Liebe und Sorge für seinen Sohn Efraim auf. Im späten weisheitlichen Buch Jesus Sirach erzählt der Weise davon, wie Gott ihn aus Not herausgeführt hat mit den Worten: «Ich rief: Ewiger, mein Vater bist du, mein Gott, mein rettender Held. Verlass mich nicht am Tag der Not, am Tag der Vernichtung und Verwüstung!» (Sir 51,10). Dieses sorgende, helfende Vaterbild wird Jesus in den Mund gelegt, um seine Beziehung zu Gott zur Sprache zu bringen. Zu dieser Beziehung gehört auch ein inniges, tiefverwandtes Kennen: Nur Gott weiss, was mit seinen Kindern, was mit Jesus geschieht, warum dieser Fluch über die galiläischen Städte sein muss, warum diese Jesus nicht erkennen. Und nur die Kinder kennen diesen Gott wie einen Vater und das Geheimnis des Vertrauens, auch wenn Gott scheitern lässt. Als Vater wird er auch im Scheitern sorgend, bergend und helfend führen. Wer Gott nicht als Vater und Mutter kennt, versteht dieses Vertrauen nicht.

Darum weiss Jesus, denn er betet, dass dieses Wissen den Weisen und Einsichtigen verborgen ist. Geoffenbart hat Gott es den «Unmündigen» (Einheitsübersetzung). Die «Unmündigen» sind im wörtlichen Sinn als Kinder zu verstehen. Spielt Matthäus hier mit dem Vater-Kind-Begriff? Sind diese Unmündigen hier die Kinder Gottes? Aber wer sind dann die «Weisen und Einsichtigen»? Die «weisen und einsichtigen» Männer kennt genau mit diesen Worten noch das Buch Deuteronomium. Es sind jene Männer, die Mose als Führungsverantwortliche über die einzelnen Stämme einsetzen soll (Dtn 1,13.15). Weise und Einsichtige könnten also politisch Verantwortliche sein. Das könnte bereits ein Hinweis auf Mt 21,13 sein, wo es heisst, dass die «Unmündigen» die Wahrheit sprechen, weil sie im Gegensatz zu den Hohepriestern und Schriftgelehrten Jesus erkennen. Jesus grenzt also nicht unbedingt von wirklichen weisen und frommen Menschen ab, sondern möglicherweise von jenen politischen Verantwortlichen, die sich nicht auf ihn einlassen können oder wollen.

In den auf das Gebet folgenden Versen ruft Jesus die Menschen mit ihren schweren Lasten zu sich. Jesus verspricht, Ruhe zu verschaffen, und bietet sein eigenes Joch an, das leicht ist, offenbar leichter als die schwere Last der Menschen. Damit greift Jesus das Rufen der Frau Weisheit auf, die etwa in Sir 6,24.29 (in Sir 51,26 ruft der Weise unter dieses Joch) unter das Joch und die Stricke ihrer Weisung ruft. Das Bild des Joches beinhaltet den Aspekt des Richtungsbewahrens. Den Tieren gibt das

Joch vor, wo sie gehen sollen, aber es ist auch eine Einengung. Auch das Bild der Stricke und des Joches für die Lehre bei Jesus Sirach und auch hier im Matthäusevangelium deutet beide Aspekte an. Jesus weiss um diese Mühsal der Menschen und bietet sein Joch an. Er sagt von sich, er sei «gütig». Genauer übersetzt heisst es, dass er nicht Gewalt anwendet. Hier steht dasselbe Wort wie in Mt 5,5, wo die gewaltlosen Menschen seliggepriesen werden. Die Worte «gütig» und «demütig» bezeichnen in Zefania 3,12 das endzeitliche Volk in Jerusalem: «Und ich lasse in deiner Mitte übrig ein demütiges und armes Volk, das seine Zuflucht sucht beim Namen des Herrn.» Matthäus kreiert für Jesus keine neuen Bezeichnungen, sondern beschreibt sein Selbstverständnis mit ersttestamentlichen Frohbotschaften und als Verwirklichung von Weisheit, Frömmigkeit, Gewaltlosigkeit und Demut. Auch das Verschaffen von Ruhe erinnert an die Weisheit. Wieder ist im Sirachbuch zu lesen: «Denn schliesslich wirst du bei ihr [der Weisheit] Ruhe finden, sie wandelt sich dir in Freude» (6,28).

Mit Matthäus im Gespräch

Der Text vom sanften Joch Jesu hat mich in meiner Jugend sehr intensiv begleitet. Dass davor aber ein Fluch über die Städte Galiläas steht, war mir nicht bewusst. Der Zusammenhang ist in seiner Ernsthaftigkeit tieferreligiös und erschütternd zugleich. Jesu deutet sein Scheitern und die Bekehrungsmüdigkeit der Städte nicht auf sich selbst, seinen Erfolg oder Misserfolg hin, sondern er betet ganz einfach und geht in seine Beziehung zu Gott. Wie ein «religiöses Reflektieren». Er beginnt damit, Gott zu loben, besinnt sich auf Gottes Grösse, öffnet sich für die Grösse Gottes. Dann die Beziehung: Sie zeigt sich im ersttestamentlichen Bild der Eltern-Kind-Beziehung, und sie ist ein umfassendes gegenseitiges Kennen, ein Offenbaren, eine Vertrauensbeziehung. Aber das verstehen nur die, die Kinder sind. Die nur auf ihre eigene Macht bedacht sind, kommen da nicht mit.

Jesus wird auch wie ein Nachfolger der Weisheit beschrieben. Die Weisheit ruft immer wieder zu einem guten und gerechten Leben, sie ruft in die Beziehung zu Gott, in ein Leben nach Gottes Weisung. Sie will, dass die Menschen verstehen, wie sie gut leben können. Dieses Rufen nimmt Jesus hier auf. Er ruft gegen die Gewalt, gegen Unterordnung, aber zur Demut. In diesem Kontext kann das heissen: Jesus ruft zu diesem Vertrauen, auch wenn nichts klappt, nichts zu verstehen ist, die Städte verflucht werden. Gott zu loben, sich in Gottes Grösse zu stellen, das ist Weisheit.

Ursula Rapp

GRUSSWORT DES DEKANS ZUR DIAKONENTAGUNG VOM 28. MÄRZ 2011

Im Apostolischen Schreiben in Form eines Motu proprio «Omnium in mentem» von Papst Benedikt XVI. vom 26. Oktober 2009 heisst es bekanntlich: «Die die Bischofsweihe oder die Priesterweihe empfangen haben, erhalten die Sendung und die Vollmacht, in der Person Christi, des Hauptes, zu handeln; die Diakone hingegen die Kraft, dem Volk Gottes in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebe zu dienen.» Zu Beginn dieser Tagung an der Theologischen Fakultät Freiburg über «Profil und Entwicklungsprozess» des Diakonats möchte ich Sie bitten, sich nicht zu sehr mit Identitätsdebatten dieser Art zu beschäftigen. Denn mit solchen Debatten, die nur innerhalb der engen Kirchenmauer Aufmerksamkeit wecken, werden wir aus der Kirchenkrise als Gotteskrise nicht herauskommen. Vielmehr sollten wir uns an den katholischen Kirchenreformern des 16. Jahrhunderts ein Beispiel nehmen und uns vor allem die Frage stellen, wie wir heute «der Not der Seelen» Abhilfe leisten können. Als Diakone sind sie Seelsorger, die für das integrale, ganzheitliche Heil des Evangeliums stehen, für eine Seelsorge also, die auch Körpersorge und Sorge um die Gerechtigkeit ist. Eine solche Seelsorge hat das Evangelium «als eine Botschaft der Freiheit und eine Kraft zur Befreiung» zu betrachten (Instruktion über die christliche Freiheit und die Befreiung vom 22. März 1986, Nr. 43).

Als Seelsorger haben Sie vor allem dem einzig wahren Seelsorger, dem guten Hirten bzw. dem fleischgewordenen Wort, nicht im Wege zu stehen. Ihre Seelsorge wird nur insofern Früchte tragen können, als Sie mit diesem Seelsorger in Verbindung stehen, seine Freundschaft pflegen, also das Gebet üben, das nach Teresa von Avila nichts anderes ist «als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt» (Das Buch meines Lebens, Kap. 8, Nr. 5). Nur wenn Sie diese Freundschaft mit Gott pflegen, werden Sie Christus im Not leidenden Nächsten finden können. Der Mystiker und Kirchenreformer Johannes

vom Kreuz bedauerte, «dass Christus von denen, die sich für seine Freunde halten, sehr wenig gekannt wird» (Aufstieg auf den Berg Karmel, 2. Buch, Kap. 7, Nr. 12). Er dachte dabei nicht zuletzt an die Theologen, Kirchenführer und Seelsorger seiner Zeit, die es besser wissen sollten, oft aber eher um ihre Eitelkeit als um die Freundschaft mit Gott besorgt waren. Daher seine Warnung, das Gebet oder die Kontemplation nicht zu vergessen: «Andernfalls ist alles ein lautes Hämmern, das kaum etwas nützt, manchmal sogar gar nichts und oftmals Schaden anrichtet» (Der Geistliche Gesang, B, Kap. 29, Nr. 3). Ähnliches klagte gleich nach Abschluss des Konzils Hans Urs von Balthasar ein: «Wer nicht zuerst auf Gott hören will, hat der Welt nichts zu sagen. Er wird sich, wie so mancher Priester und Laie heute, bis zur Bewusstlosigkeit und Erschöpfung «um vieles kümmern» und dabei das eine Notwendige versäumen; ja er wird sich manches vorlügen, um dieses Versäumnis zu vergessen oder zu rechtfertigen» (Wer ist ein Christ? Einsiedeln 1965, 83). Und auch Gustavo Gutiérrez, einer der Begründer der Theologie der Befreiung, betont den Primat der Kontemplation: «Ohne Kontemplation gibt es weder Solidarität mit dem Armen noch christliches Leben» (La evangelización de América Latina ante el año 2000, in: Ciencia Tomista 116 [1989], 377).

Aus der Kirchenkrise als Gotteskrise kommen wir nur heraus, wenn wir selbst als «Salz der Erde» den Geschmack des Evangeliums nicht verlieren. Als «Salz der Erde» haben wir heute aber diskret und demütig zu wirken, d.h., wir sollten «andere vor sittlicher Fäulnis bewahren, ihnen aber nicht das Leben versalzen», denn unser Licht «soll leuchten, nicht blenden» (Franz Jägerstätter: Der gesamte Briefwechsel mit Franziska. Aufzeichnungen 1941–1943. Hrsg. von Erna Putz, mit einem Geleitwort von Manfred Scheuer. Wien 2007, 275). Selbstverständlich brauchen wir eine «Theologie des Diakonats» – doch das Wesentliche sollten wir dabei nicht vergessen.

Mariano Delgado

DOSSIER DIAKONATS- TAGUNG

Mariano Delgado ist Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, Dekan der Theologischen Fakultät und Präsident der Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte.

DER DIAKONAT HAT ZUKUNFT

Der Diakon hat Zukunft. Das wurde auf der Tagung deutlich, die der deutschsprachige Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Fribourg gemeinsam mit der «Schweizerischen Kirchenzeitung» unter dem Titel «Selbstverständlich Diakon – Profil und Entwicklungsprozess ei-

nes bewährten Amtes in der Kirche» durchführte. Der Einladung waren Diakone aus allen Diözesen der Schweiz mit deutschsprachigen Pfarreien gefolgt. Aber schon hier zeigte sich eine gewisse Differenzierung der konkreten Ausbildungs- und Anstellungsprofile.

**DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG**

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil gibt es wieder den ständigen Diakonat in der lateinischen Kirche. Auch in der Schweiz ist dieses Amt in den Gemeinden angekommen und zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Freilich haben sich die deutschsprachigen Diözesen der Schweiz für ein bestimmtes Profil entschieden, sie kennen nicht den ehrenamtlichen oder Teilzeit-Diakon. Solche ortskirchlich geprägten Ausfaltungen sind das Zeichen einer lebendigen Kirche. Wo sich weitere Unterschiede ergeben, ist bei der Einbindung des Diakons in das jeweilige Seelsorgeteam. Vielerorts haben die Diakone auch die Gemeindeleitung inne.

Mitten in dieses Spannungsfeld unterschiedlicher Akzentuierung fällt das Motu Proprio «Omnium in mentem», das Papst Benedikt XVI. am 26. Oktober 2009 promulgiert hat. Was bedeuten die darin angesprochenen Veränderungen für die Entwicklung des Diakonats? In den letzten Monaten gab es vielseitige Reaktionen auf die päpstliche Initiative. Für manche liegt sie in der Spur der Konzilsaussagen zum Diakonat, für andere schlägt sie ein neues Kapitel im Amtsverständnis der Kirche auf.

Die «Schweizerische Kirchenzeitung» und der Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Freiburger Theologischen Fakultät wollten mit der Tagung auf die derzeitige Debatte reagieren. Zugleich ging es darum, eine Dialogplattform für die Diakone in der deutschsprachigen Schweiz zu schaffen, einen Raum, wo die gemeinsamen Anliegen artikuliert, über das eigene Selbstverständnis reflektiert und praktische Perspektiven entwickelt werden können.

Bei der Tagung zeigten sich die Chancen universitärer Theologie. Sie bewegt sich nicht im kirchlichen Niemandsland, ihre Einbindung in das ordentliche Lehramt ist unbestritten. Und doch ist sie mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit dem Argumentationsstandard sachlicher Aufklärung verpflichtet, die systematische, historische und praktische Dimensionen gleichermaßen zu berücksichtigen hat. Sie kann die unterschiedlichen Gesprächspartner mit ihren unterschiedlichen institutionellen Einbindungen unter ein Dach bringen, denn die Universität ist selbst eine Institution. Die Freiheit der Lehre bedeutet nicht Beliebigkeit, sondern für die Theologie impliziert sie die Verpflichtung, als öffentliche Instanz offen auf die möglichen Fragestellungen zuzugehen, ohne gleich in kirchliche Verzweckungszusammenhänge zu geraten.

Eine theologische Fakultät bildet in sich einen kleinen wissenschaftlichen Kosmos ab. So kann sie aufgrund der in den Lehrstühlen vertretenen Kompetenzen das Thema des Diakonats

aus rechtlicher, historischer, liturgiewissenschaftlicher, systematischer, soziologischer und pastoraler Perspektive betrachten. Entsprechend war bei dieser Tagung die Fribourger Dogmatikerin Barbara Hallensleben eingeladen, um über die Theologie des Diakonates zu sprechen (vgl. den Beitrag in dieser Ausgabe). Gerade die katholische Auffassung vom Amt stellt grundsätzliche Fragen an das Selbstverständnis von Kirche. Es geht auch nicht nur um die Frage nach der gesellschaftlichen Akzeptanz des Amtes, um das, was davon bei heutigen Menschen noch ankommt. Der Sinn kirchlicher Ämter liegt in der Bedeutung, die sie vom Grundauftrag der Kirche her haben. Der Hinweis auf ihre institutionelle Faktizität ist nicht ausreichend. Diakone gab es wohl schon von Anfang an in der Kirche, aber die Gestalt des Diakonates hat sich eben verändert, und zwar im Kontext seiner theologischen Interpretation. Deshalb konnte es geschehen, dass er auf dem letzten Konzil nicht nur als ökumenische Geste an die Ostkirche, sondern als wesentliche Ausgestaltung des kirchlichen Amtes wieder ins Bewusstsein gerückt wurde und schliesslich in der Pastoral sein Comeback erfuhr.

Dass dieser Bewusstseinswandel des Konzils auch weltkirchlich angekommen ist, zeigte der Beitrag des Religionspädagogen und Psychologen Klaus Kiessling, Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen. Selbst Diakon, sprach er nicht nur zum Thema der Spiritualität des Diakonats (vgl. den Beitrag in dieser Ausgabe), sondern auch als Präsident des Internationalen Diakonatszentrums. Vernetzung und Weitung des Horizontes auf die weltkirchliche Situation hin, auch dies ein Ziel der Tagung.

Und doch ging es primär um die Erfahrungen auf der Ebene der Deutschschweiz. Hier beeindruckte das Zeugnis der Diakone. Andreas Wieland (Diözese Basel), Matthias Westermann (Diözese Chur), Peter Schwager (St. Gallen), Kurt Zogg, der vor allem in der Sozialberatung arbeitet, und Markus Stalder (Diözese Basel und in Vorbereitung auf die Diakontsweihe) sprachen von ihrer Wahrnehmung der Spannungen auf der Ebene der Ämter vor Ort, von der Vereinbarkeit von seelsorgerlicher Beanspruchung und Familie, aber auch von ihrer persönlichen spirituellen und pastoralen Ausgestaltung des Berufs. Diakon eine ermutigende Selbstverständlichkeit und ein Beruf mit Zukunft: ein deutliches Fazit der Tagung. Nicht alle drängenden Fragen konnten besprochen werden. Von den Teilnehmenden bekamen die «Schweizerische Kirchenzeitung» und der Lehrstuhl für Pastoraltheologie das deutliche Mandat, weitere Tagungen dieser Art zu veranstalten.

Michael Felder

Prof. Dr. Michael Felder,
Priester der Diözese
Rottenburg-Stuttgart,
ist Professor für
Pastoraltheologie, Religions-
pädagogik und Homiletik
an der Theologischen Fakultät
der Universität
Freiburg/Schweiz.

THEOLOGIE DES DIAKONATS AUF DEM HINTERGRUND DES II. VATIKANISCHEN KONZILS

I. Die Zwischenbilanz der Internationalen Theologischen Kommission

Im September 2002 approbierte die Internationale Theologische Kommission (ITK) ein umfangreiches Dokument zum Thema «Der Diakon – Entwicklung und Perspektiven» (auf Deutsch veröffentlicht in: Gerhard Ludwig Müller [Hrsg.]: Der Diakon. Entwicklung und Perspektiven. Studien der Internationalen Theologischen Kommission zum sakramentalen Diakon. Würzburg 2004; im Folgenden zitiert als D + Angabe des Abschnitts). Darin sind alle wichtigen biblischen, kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Befunde zusammengetragen. Dabei zeigt sich eine erhebliche Unsicherheit in der Auswertung dieser Gegebenheiten. Das ist nichts Aussergewöhnliches: Die Entwicklung des sakramentalen Ordo antwortet von Anfang an auf Vorgaben und Bedürfnisse der jeweiligen Zeit im Licht des Glaubens. Die theologische Bewertung kommt häufig nachträglich und muss mit der nötigen Behutsamkeit vorgehen.

1. «Die erste relevante und grundlegende Gegebenheit des Neuen Testaments ist darin zu sehen, dass das Verbum *diakonein* die Sendung Christi selbst als Diener bzw. Knecht/Sklave bezeichnet» (D II,1.2.). Jesus Christus ist der Diakon, der nicht gekommen ist, «um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen» (Mt 20,28). Jede Form der Nachfolge Jesu Christi hat im Diakon Christus seine Grundgestalt. Wir sind berufen, «Christus in seiner vollendeten Gestalt darzustellen» (Eph 4,13). Keine christliche Berufung überbietet die Berufung zum Dienen in der Gemeinschaft einer dienenden Kirche.

2. In der frühen Zeit der Kirche lässt sich «eine gewisse Überlegenheit der Diakone über die Priester» beobachten, «denn sie werden mit Christus verglichen, während die Presbyter nur mit den Aposteln verglichen werden» (D II,3.). Wird der Diakon zu mächtig, weiht der Bischof ihn zum Priester ...

3. Im Laufe der Geschichte verliert der Diakon sein eigenständige Bedeutung. Er bleibt zwar Fundament für den dreigliedrigen sakramentalen Ordo, wird aber im Zuge einer überwiegend juristischen Sicht als eine Durchgangsstufe gedeutet, die überboten wird: «Die Geschichte der Dienstämter zeigt, dass die priesterlichen Aufgaben die Tendenz hatten, die niedrigeren Aufgaben zu absorbieren» (D III,1.). Der Diakon der Frauen – in Kanon 15 des Konzils von Chalcedon 451 klar mit dem Wort für die sakramentale Weihe charakterisiert (*cheirotomia*) – fand ebenso wie die Jungfrauenweihe in den Klöstern einen neuen Lebensraum. Am Ende dieser Entwicklung steht die Beobachtung, «dass der ständige Diako-

nat in der lateinischen Kirche praktisch verschwunden ist» (Paul VI., *Ad pascendum*, 15. August 1972).

4. Das II. Vatikanische Konzil zählt den Diakon zum dreigliedrigen sakramentalen Ordo, der seine volle Verwirklichung im Bischof hat. Die Konstitution *Lumen Gentium* des Konzils betont, dass den Diakonen die Hände «non ad sacerdotium, sed ad ministerium» aufgelegt werden (LG 29). Die Weihe *ad ministerium* war schon im 2./3. Jahrhundert in der *Traditio apostolica* gedeutet worden als *ad ministerium episcopi*. Priester und Diakon sind in dieser Perspektive je unmittelbar dem Bischof zugeordnet (vgl. D 3.3.). Papst Paul VI. nennt den ständigen Diakon 1972 einen «mittleren Weihegrad» (*medius ordo*) zwischen der höheren Hierarchie und dem übrigen Volk Gottes. Die Einführung (oder Nicht-Einführung) wird gemäss dem Apostolischen Schreiben *Sacrum Diaconatus ordinem* vom 18. Juni 1967 den lokalen Bischofskonferenzen überlassen («deliberare, utrum et ubinam diaconatus, tamquam proprius ac permanentis Hierarchiae gradus, in fidelium bonum sit instituendus, necne»).

5. Auch in den nachkonziliaren Debatten setzt sich die «offensichtliche Unentschiedenheit und das Zögern des Konzils» (D V,2.) fort, ausgelöst durch die Beobachtung, dass ein Diakon nichts tun kann, was nicht auch ein Laie tun kann. Das Dokument der ITK fragt: Kann die Sakramentalität des Diakonats angenommen werden, «wenn sie keinerlei spezifische «potestas» verleiht, vergleichbar jener, die Presbyterat und Episkopat verleihen?» (D VII,2.5.). Indirekt wird die Lehre des Konzils beklagt: «Die Verneinung der Sakramentalität würde also die Hauptgründe, die aus dem Diakon eine theologisch diskutierte Frage machen, zum Verschwinden bringen» (D VII,2.).

6. Um die wahrgenommene Spannung aufzuheben, bereitete die Glaubenskongregation eine Änderung des «Katechismus der Katholischen Kirche» (KKK) vor, die am 9. Oktober 1998 von Papst Johannes Paul II. approbiert wurde. KKK 875 lautet seither: Von Christus «empfangen die Bischöfe und die Priester die Sendung und die Vollmacht, in der Person Christi des Hauptes zu handeln, die Diakone hingegen die Kraft, dem Volk Gottes in der «Diakonie» der Liturgie, des Wortes und der Liebe zu dienen» (Zuvor: «Niemand kann sich selbst die Gnade verleihen; sie muss geschenkt und angeboten werden. Das setzt Diener der Gnade voraus, die von Christus bevollmächtigt sind. Von ihm empfangen sie die Sendung und die Vollmacht [heilige Gewalt], in der Person Christi des Hauptes [in persona Christi Capitis] zu handeln»). Das Apostolische Schreiben

DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

«Omnium in mentem» von Papst Benedikt XVI. (vom 26. Oktober 2009) stellt die konsequente Anpassung des Kirchenrechts an diese Wandlung dar, indem auch hier die Diakone ausdrücklich aus der *repraesentatio Christi capitis* ausgenommen werden. Der neu eingefügte can. 1009 § 3 lautet: «Die die Bischofsweihe oder die Priesterweihe empfangen haben, erhalten die Sendung und die Vollmacht, in der Person Christi, des Hauptes, zu handeln; die Diakone hingegen die Kraft, dem Volk Gottes in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebe zu dienen».

7. Die theologische Interpretation dieser Änderungen ist noch zu leisten. Die theologische Grundfrage lautet: Muss der sakramentale Ordo grundsätzlich von der *potestas* her bestimmt werden? Was bedeutet in kirchlicher Perspektive *potestas*? Zeigt sich nicht gerade in der Dualität von *potestas* und *ministerium* innerhalb des Ordo die notwendige Relativierung kirchlicher *potestas* im Licht der massgebenden Vollmacht des Diakons Jesus Christus?

II. Theologische Denkmöglichkeiten aufgrund der Weichenstellungen des Konzils

1. Die Kirche als Lebensgestalt in Christus bedeutet radikale Exemption von allen *potestates* dieser Welt, um in die Freiheit der Kinder Gottes einzutreten. Lehr- und Leitungsvollmacht und jegliche Form von *potestas* haben im kirchlichen Leben einen Ort, insofern sie der freiheitlichen Lebensgestalt des Volkes Gottes einen Raum eröffnen und ihr Orientierung geben. Das II. Vatikanische Konzil hat dafür den Ausdruck *sacra potestas* gewählt. In *sacra* ist ein Unterscheidungskriterium der kirchlichen *potestas* ausgesagt, das näher bestimmt werden muss. Massstab ist die *potestas* der dienenden Liebe Gottes, die im kirchlichen Selbstvortrag die wesentliche Bewegkraft zu sein hat. *Sacra potestas* bedeutet in doppelter Hinsicht einen radikalen Machtverzicht: gegenüber der «repräsentierten» *potestas Christi*, die in den Grenzen und der Schwäche des sakramentalen Zeichens unverfügbar gegenwärtig wird; gegenüber dem Volk Gottes, das es in seiner eigenen *repraesentatio Christi* aufgrund von Taufe und Firmung zu respektieren und zu stärken gilt.

2. Indem der Diakon einerseits konstitutiv und grundlegend zum dreistufigen Ordo hinzugehört und gleichzeitig von der *repraesentatio Christi capitis* ausgenommen ist, erfolgt die theologisch nötige Relativierung des *potestas*-Begriffs durch dessen Qualifizierung als *ministerium*. Der permanente Diakon zeigt die Permanenz des Dienstcharakters des gesamten Ordo. Damit ist die Versuchung aufgehoben, in der Gemeinschaft der Kirche zwischen *ordo* = *potestas* und Volk Gottes = ohne *potestas* zu unterscheiden. Im Ordo selbst ist und bleibt die diakonale Grundbewegung des Dienstes der grundlegende Vortrag. Priester und Bischöfe tun gut daran, als Zeichen dafür (auch)

ihren Diakonweihtag zu feiern. In einigen Traditionen trägt der Bischof unter seinem episkopalen Ornat ein Diakongewand zur Erinnerung an seine bleibende diakonale Sendung.

3. Durch die wesentliche Qualifizierung als *ministerium* wird der gesamte Ordo noch klarer in die Sendungsbewegung der Kirche gemäss den Grundaussagen des II. Vatikanischen Konzils einbezogen. Die Kirche ist nicht insofern *repraesentatio Christi*, als sie sich Christi sicher ist und ihn «zur Welt bringt», in der Christus (noch) nicht ist. Sie lebt die *repraesentatio Christi* in der selbstlosen Zuwendung zur gesamten Schöpfung, in der ihr die eigene Identität in Christus je neu entzogen wird und je neu aufgeht. Die diakonale Prägung des Ordo stärkt die Wahrnehmung der *ecclesia extra ecclesiam*, die Option für die Armen, die missionarische Dynamik.

4. Im Diakoniat als *medius ordo* (Paul VI.) berühren sich die Ordnung der sakramentalen Weihe (*ordinatio*), die den Vorrang des Handelns Christi bezeugt (*ex opere operato*), und die persönliche Lebensweihe (*consecratio*), die zeigt, dass der Mensch zur Teilhabe an der Sendung Jesu Christi im Heiligen Geist berufen und befähigt ist (*ex opere operantis*), aufs Engste. Was die Hierarchie sakramental bezeichnet, kann vom Volk Gottes in der Kraft des Heiligen Geistes verwirklicht werden. Die niederen Weihen verhalfen dazu, die sakramentale Weihe durch die persönliche Lebensweihe vorzubereiten. Papst Paul VI. erneuerte folgerichtig 1972 die Verpflichtung, dass alle künftigen Diakone und Priester die Stufen des Lektorats und Akolythats durchlaufen müssen.

5. Im diakonalen Dienst in seinen vielfältigen Gestalten wächst die charismatische Dimension des kirchlichen Lebens mit ihrer «amtlichen» Struktur zusammen. Die Berufung zum priesterlichen Dienst bestimmt sich überwiegend nach den Notwendigkeiten für die Gestaltgebung des kirchlichen Lebens. Die Berufung und Sendung der Diakone bestimmen sich von den Notwendigkeiten in der jeweiligen gesellschaftlich-politischen Welt her. Eine historische Vermutung: Die Diakone haben im Leben der Kirche dort eine grosse Bedeutung, wo die Kirche sich ihrer Aufgabe der Evangelisierung und der Transformation der Zivilisation bewusst ist. Eine zeitkritische Vermutung: Eine Identitätskrise des Diakonats deutet auf eine Krise der kulturellen Kraft des Christentums hin.

6. Die funktionale Ununterscheidbarkeit der Diakone von den Laien stellt die Stärke des Diakonats dar und sollte von den Diakonen bewusst angenommen und betont werden: Im Diakon sehen die Laien in besonderer Weise, was sie ihrer eigenen Berufung nach sind. Die Diakone sollten sich in der Ausübung ihres Dienstes strikt komplementär und subsidiär zur Diakonie des Volkes Gottes verhalten.

7. Bei verheirateten Diakonen sollte die sakramentale Weihe des Ordo die sakramentale Weihe der

Ehe (vgl. KKK 1535) nicht verdunkeln. Es besteht eine Affinität des Diakonats in beiden Gestalten zum Zölibat, die sich in der altkirchlichen Ordnung niederschlägt, dass der Verheiratete zum Diakon geweiht werden kann, der Geweihte aber nicht heiraten oder nach dem Tod seiner Frau wiederheiraten darf.

8. Mit der Preisgabe der *potestas* des Diakons aufgrund eines Handelns *in persona Christi capitis* entfällt ein entscheidendes Argument gegen ein weiteres Nachdenken über die (erneute) Berufung von Frauen in die Lebensgestalt des Diakonats.

9. Abschliessend ist an die Einheit des Ordo zu erinnern: Was über den Diakon ausgesagt ist, gilt vom gesamten Ordo. Es liesse sich das trinitätstheologische Bild des Irenäus von Lyon, der Sohn und Geist als die «beiden Hände» des Vaters in seinem Heilswirken in der Welt bezeichnet, auf den drei-

gliedrigen sakramentalen Ordo übertragen: Priester und Diakon sind die «beiden Hände» des Bischofs in seinem Dienst am Volk Gottes. Der Diakon ist der Bischof als Diakon. Die Komplementarität der drei Formen des Ordo und der christlichen Berufungs-gestalten überhaupt ist als gegenseitige Ermöglichung zu gestalten.

10. Vielleicht beweist gerade die Vielgestaltigkeit des Diakonats und seine Möglichkeit, kontextbedingt in vielen geradezu gegensätzlichen Bereichen «einzuspringen», die Universalität der diakonalen Sendung, die mit ihrer eigenen Definition nie an ein Ende kommen kann und sich daher einfach überraschen darf von den Wegen, auf welchen der Diakon Jesus Christus seine Kirche führt – durch die konkreten Menschen und Geschicke der jeweiligen Zeit.

Barbara Hallensleben

DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

«Selbstverständlich Diakon» – Zur Tagung vom 28. März 2011 in Freiburg i.Ü.

Kein Amt in der Kirche weist so hohe Zuwachsraten auf wie die Einrichtung der Ständigen Diakone. Im Zeitraum 1991–2005 hat sich deren Zahl in den Schweizer Diözesen von 45 auf 180 vervierfacht. Das Berufsbild ist aber, wie auch bei den anderen kirchlichen Ämtern, bei weitem nicht so klar wie gewünscht. Sehr treffend bringt das die Veröffentlichung von Klemens Armbruster und Matthias Mühl in der Reihe «Quaestiones disputatae» (Nr. 232) mit dem Titel «Bereit wozu? Geweiht für was?» zum Ausdruck: Darin ist von einer weitgehenden Bestimmungsoffenheit des Diakonates die Rede, aber auch, dass der Diakonats als «einfachster und vollmachtsärmster Diener unter den Dienern der Kirche» die prophetische Aufgabe hat, darzustellen, dass der Dienst an den Menschen Mitte und Sinn alles kirchlichen Handelns ist (ebd., S. 10). Die Einrichtung des Ständigen Diakonats verdeutlicht auch, dass die Frage der existenziellen Indienstnahme nicht an eine bestimmte Lebensform gebunden, sondern eigentlich allen Christinnen und Christen aufgetragen ist. Dass sich Fragen stellen, aber auch Antworten möglich sind, zeigen die in dieser SKZ-Ausgabe wiedergegebenen Referate und die Äusserungen und Zeugnisse der gegen 30 Diakone, die an dieser ersten Freiburger Diakonats-tagung teilgenommen haben.

Tagungsauswertung

Sämtliche Teilnehmer der Tagung waren mit deren Aufbau zufrieden, wünschen aber eine Vertiefung; dies entspricht dem Anliegen der Organisatoren, eine ständige Diskussionsplattform zu ermöglichen. In diesem Sinne bieten die Organisatoren auch im nächsten Jahr eine Tagung an, deren Thematik nächstens bestimmt wird. Festgelegt ist bereits der Termin dieser Folgetagung: Sie wird am Montag, 23. Januar 2011, durchgeführt. Von den Teilneh-

mern wurde gewünscht, dass bei dieser nächsten Veranstaltung auch Vertreter der einzelnen Bistümer anwesend sind, was leider wegen der eher kurzfristigen Einladung für den Anlass vom vergangenen März nicht möglich war. Auch die nächste Tagung soll nach Meinung der Anwesenden durch Impulsreferate und Austauschrunden strukturiert sein; von Einzelnen wurde auch der Wunsch geäußert, die Gebetszeiten zu integrieren.

Themen und Aspekte für die Zukunft

Aus der Teilnehmerschaft kamen viele Vorschläge, die eine gute Basis für die Planung zukünftiger Tagungen bieten. Hier seien einige Themen herausgegriffen: Was tue ich, wie tue ich es? Wie verstehe ich meinen Dienst?; Diakonats und Ehe, Frauen von Diakonen, Diakonats der Frau; Konkurrenz zwischen Priestern und Diakonen, Zusammenarbeit von Priestern, Diakonen und Laientheologinnen sowie -theologen, Stärkung der Brüderlichkeit (Geschwisterlichkeit?) in allen drei Weiheämtern, Vernetzung der Diakone; Arbeitsfelder der Diakone, Diakonats und Gemeindeleitung usw. (ufw)

Weiterführende Literatur

Einen guten Einstieg in gegenwärtige Fragestellungen bildet ergänzend zu den hier abgedruckten Referaten: Klemens Armbruster / Matthias Mühl (Hrsg.): Bereit wozu? Geweiht für was? (Herder Verlag) Freiburg i.Br. u.a. 2009. Noch einmal sei hingewiesen auf: Gerhard Ludwig Müller (Hrsg.): Der Diakonats. Entwicklung und Perspektiven. Studien der Internationalen Theologischen Kommission zum sakramentalen Diakonats. Würzburg 2004. Einen umfangreichen Überblick über die Quellen zum Diakonats in der Bibel, in patristischen Texten und lehramtlichen Äusserungen findet sich bei: Enzo Petrolino: Enchiridion sul diaconato. Le fonte e i documenti ufficiali della chiesa. (Libreria Editrice Vaticana) Città del Vaticano 2009. Eine kurzgefasste Handreichung bietet: Stefan Sander: Das Amt des Diakons. (Verlag Herder) Freiburg i.Br. u.a. 2008. Weiterführend: Zeitschrift *Diaconia Christi* des Internationalen Diakonatszentrums (IDZ) Rottenburg.

DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

QUELLEN EINER SPIRITUALITÄT DER STELLVERTRETUNG

Woraus Ständige Diakone in weltkirchlichem Einsatz schöpfen

I. Von der Gewissheit, ein «geheimer» Diakon zu sein

Vor meiner Ordination habe ich aufgeschrieben: «Mich bewegt (...) die in Jahren gewachsene Gewissheit, ein «geheimer» Diakon zu sein. Den Ruf, den ich vernehme, versuche ich nun zu «verlautbaren» und in der Tat zu übernehmen. Diese Entwicklung zeichnet sich in vielen biografischen Stationen ab ...».

Mit diesen Worten beginnt die schriftliche Darlegung meiner Berufsmotivation gegenüber der Diözese Rottenburg-Stuttgart auf meinem Weg zum Diakonat. Zu diesen biografischen Stationen gehören die eigenen Anfänge, zuallererst mein konfessionell kooperatives Elternhaus. Hinzu gesellen sich die kirchliche Jugendarbeit im Leitungsteam meiner Gemeinde und dort auch die Mitarbeit im Krankenpflegeverein, die Pflege und die Erziehung mehrfach behinderter sowie psychiatrisch auffälliger Kinder und Jugendlicher im Kinderzentrum Maulbronn, das mich nachhaltig prägte und in der Entscheidung bestärkte, den Beruf eines Theologen und schliesslich auch Psychologen anzustreben.

In die Studienzeit fällt die Betreuung Straftäter, hinzu kommen erste Erfahrungen als Psychotherapeut und Pastoralpsychologe, die ich insbesondere mit suizidgefährdeten Menschen verbinde, Erfahrungen als langjähriger Lehrer an berufsbildenden Schulen in Freiburg im Breisgau und im finnischen Lahti, von dem ich bis dahin nur die Sprungschancen kannte, die bei Winterspielen ins (Fernseh-) Bild rückten, und das mir zur zweiten Heimat wurde. Vom Norden aus wuchsen mir noch grössere Flügel – zu Strassenkindern nach Sankt Petersburg und mit Caritas international zu weiteren Einsätzen.

Viele Bilder erscheinen vor meinem inneren Auge, ganz präsent sind mir zahlreiche Herausforderungen, die mich eigene Grenzen spüren liessen und lassen. Und zugleich bin ich dem Himmel dankbar für einen Erfahrungsreichtum, der mir dadurch zukam und mir erlaubt, daran geistlich zu wachsen; dankbar bin ich besonders meiner Frau und unseren Buben, ohne die ich mir mein Leben nicht vorstellen könnte und die mich als den Ältesten von uns vieren aber auch dann und wann wissen lassen, dass ich mich auf meinen langen Wegen mitunter so verhalte, als wäre ich der Jüngste.

Mich bewegt eine Solidarität, die hier ganz nah und zugleich in grosser Ferne not tut, und eine Spiritualität, die mich Demut üben lässt. Denn all meine

Gaben, die mir geschenkt sind, habe ich nicht aus mir selbst, und sie können nur leben, wenn ich sie nicht für mich selbst behalte.

Es ist mir noch gut im Ohr, wie eine Kollegin mich an ihrer Überzeugung teilhaben liess, dass Gaben immer auch Verpflichtung bedeuten, und diese Wendung ging mir unmittelbar zu Herzen: Wenn Gaben ein Geschenk und ein Wink des Himmels sind, so bin ich spirituell verpflichtet, sie nicht verkümmern zu lassen, auch wenn sie mir und anderen vielleicht unbequem erscheinen.

Diese Einsicht gehört zu meiner Berufungsgeschichte. Solidarität und Spiritualität liegen mir dabei am Herzen, insbesondere das «und», das Zusammenspiel von Solidarität und Spiritualität. Den damit gelegten Spuren folge ich, wenn ich nach dem Diakonatsfrage – als einem eigenständigen Amt.

2. Zum Ständigen Diakonatsamt als eigenständigem Amt

Karl Rahner (1904–1984) versteht den Diakonatsamt als eigenständige, als eigene und ständige Aufgabe, als Dienstamt, das bereits als anonymes Diakonatsamt wirksam ist – «geheim» Diakone lebten offenbar schon vor dem Konzil – und dem durch die Ordination die ihm gebührende kirchliche Anerkennung und Stärkung zuwächst. Als Konzilstheologe zeigt Rahner¹ dafür starken Einsatz.

Eine im Sinne Rahners theologische Begründung findet die Wiedereinführung des Diakonats im Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche: «... es ist angebracht, dass Männer, die tatsächlich einen diakonalen Dienst ausüben, (...) durch die von den Aposteln her überlieferte Handauflegung gestärkt und dem Altare enger verbunden werden, damit sie ihren Dienst mit Hilfe der sakramentalen Diakonatsgnade wirksamer erfüllen können.»²

Anonyme Diakone verlautbaren auf diese Weise ihre Berufung. «Das Konzil hat den Diakonatsamt zwar von seiner Schattenexistenz befreit, aber es hat noch keine umfassende Theologie des Diakonats als Öffnung der Kirche zur Welt und für eine neue nichtkultische Form der Christusrepräsentation entwickelt.»³

Heute kommt es weltweit darauf an, den Ständigen Diakonatsamt in seiner möglichen Eigenständigkeit nicht pastoralliturgischen Bedürfnissen zu opfern, so sehr diese sich auch mit Recht an dieses Amt herantragen lassen, sondern ihm einen vorrangig diakonalisch-theologischen Grundzug zuzusprechen.

Klaus Kiessling,
Professor und Prorektor der
Philosophisch-Theologischen
Hochschule Sankt Georgen
in Frankfurt am Main, leitet
dort das Seminar für Religi-
onspädagogik, Katechetik und
Didaktik sowie das Institut
für Pastoralpsychologie und
Spiritualität. Er ist Ständiger
Diakon und Präsident des
Internationalen Diakona-
talszentrums (IDZ).

¹ Siehe Karl Rahner: Die
Theologie der Erneue-
rung des Diakonats, in:
Ders./Herbert Vorgrimler
(Hrsg.): *Diaconia in Christo*.
Über die Erneuerung des
Diakonats (= *Quaestiones*
Disputatae; Bd. 15/16). Frei-
burg i.Br. 1962, 285–324.

² Ad Gentes Nr. 16.

³ Algirdas Jurevicius: Zur
Theologie des Diakonats.
Der Ständige Diakonatsamt
auf der Suche nach eigenem
Profil (= *Schriften zur*
Praktischen Theologie Bd. 3).
Hamburg 2004, 87.

Ein Randphänomen mit Spannungspotential

Die Petrusbruderschaft in der Schweiz

Von Barbara Ludwig

Zürich. – Im Alltag tragen die Petrusbrüder die Soutane, und ihre Gottesdienste zeichnen sich durch Formenstrenge und ausgeprägte Feierlichkeit aus. Zusammen mit ihren Anhängern stellen sie in der katholischen Kirche der Schweiz lediglich ein Randphänomen dar. Aber eines, das dann und wann Spannungen hervorruft.

Die Petrusbrüder leben vor allem für eines: die Feier des Gottesdienstes in der Form, wie sie in der römisch-katholischen Kirche bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) üblich war. Das heisst unter anderem: Der Priester zelebriert in lateinischer Sprache, kehrt dem Volk den Rücken und wendet sich damit Gott zu. Rituelle Formen werden rigoros beachtet, auch bei den liturgischen Gewändern orientiert man sich an den vorkonziliaren Sitten.

"Ich finde, die grosse Stärke dieser Liturgie ist ihre Transzendenz, die Ehrfurcht vor Gott und dem Heiligen, die

Ausrichtung auf Gott hin", sagt Pater Martin Ramm. In der sogenannten tridentinischen Messe habe er eine ganz grosse Kraftquelle entdeckt, bekennt der 40-jährige Deutsche, der in Thalwil ZH zusammen mit einem Mitbruder lebt.

Zeitlos schöne Formen

Diese Liturgie mit ihren "zeitlos schönen" Formen entspreche dem heutigen Menschen, denn "man sucht Halt in diesem ständigen Wandel", ist Ramm überzeugt. Und: Diese Form des Gottesdienstes ermögliche wirklich eine Gottesbeziehung.

Ramm ist eines von zehn Mitgliedern der Priesterbruderschaft in der Schweiz, der weltweit rund 380 Männer angehören. Im Auftrag des Bistums Chur beantwortet er Anfragen im Zusammenhang mit dem ausserordentlichen Ritus, so wird die von den Petrusbrüdern zelebrierte und seit 1984 wieder offiziell unter strengen Auflagen zugelassene Gottesdienstform auch genannt. Er und sein

Editorial

Überdruss. – Hand aufs Herz, eigentlich glaubt keiner und keine mehr daran, dass sich in absehbarer Zeit etwas an den Zulassungsbedingungen fürs Priesteramt in der katholischen Kirche ändert. Dennoch gibt es in der Nordwestschweiz nun zwei Volksinitiativen, die fordern, dass Geschlecht und Zivilstand bei der Zulassung keine Rolle spielen (in dieser Ausgabe). Dass mit den Vorstössen schon bald Frauen zum Priesteramt zugelassen werden, glaubt auch das Initiativkomitee nicht. Und dort sitzen Personen, die sehr genau über die aktuellen Gegebenheiten in der Kirche Bescheid wissen.

Es fragt sich somit, was mit solchen Aktionen tatsächlich erreicht werden kann. Bei Otto Normalkirchgänger macht sich schon längst Überdruss ob der ewig gleichen Forderungen breit. Vermutlich auch bei solchen, die das Anliegen unterstützen. Was also bringen die Vorstösse? Die Frage bleibt offen. Ebenso offen bleibt aber auch die Frage, wie mit der Tatsache umzugehen sei, dass Frauen nicht Priesterin werden können. Einer Tatsache, die viele Katholiken in Europa als Defizit betrachten.

Barbara Ludwig

Das Zitat

Dennoch treten sie aus. – "Zu viele Menschen scheinen der Meinung zu sein, die Kirchen 'gebe es einfach'. Sie halten grosse Stücke auf die Kirchen, auf ihr Engagement für die sozial Schwachen und Bedürftigen. (...) Sie fänden es unerträglich, wenn es die Kirche in ihrem Dorf plötzlich nicht mehr gäbe. Dennoch treten sie aus der Kirche aus. Sei es, weil sie Steuern sparen wollen, sei es, weil sie sich über den Bischof geärgert haben. Das Problem ist: Die Kirche gibt es nur, wenn die Menschen sie wollen."

Der Religionssoziologe **Jörg Stolz**, Direktor des "Observatoire des religions en Suisse" an der Universität Lausanne, in einem Beitrag über die Situation der Kirchen in der Schweiz in der "**Schweizer Familie**" (9. Juni). (kippa)



Der Petrusbruder Pater Martin Ramm hat die tridentinische Messe als eine grosse Kraftquelle entdeckt.

Felix Müri, Philipp Müller. – Die Vertreter von SVP beziehungsweise FDP fühlen sich vom neuen Bischof des Bistums Basel, **Felix Gmür**, unter anderem in ihrer Ausländerpolitik kritisiert. Ausserdem wehren sie sich gegen den Vorwurf, dass ihre Partei die Kirche für eigene Zwecke missbrauche. Der Bischof hatte in der "Zentral-schweiz am Sonntag" das christlich-abendländische Wahlprogramm der bürgerlichen Parteien kritisiert. Müri beteuerte gegenüber der Neuen Luzerner Zeitung, seine Partei habe sich stets für "richtige" Flüchtlinge eingesetzt. (kipa)

Johannes Paul II. – Am Pfingstwochenende ist im polnischen Krakau eine Kapelle mit einer Blutreliquie des früheren Papstes eingeweiht worden. Sie soll das Herzstück eines neuen Papstzentrums werden, der weltweit grössten Erinnerungsstätte für das polnische Kirchenoberhaupt. (kipa)

Benedikt XVI. – Der Papst hat für die rund 38.000 chaldäischen Katholiken in Kanada eine eigene kirchliche Struktur errichtet. Am 10. Juni begründete er die Eparchie "Mar Addai" von Toronto und ernannte Bischof **Hanna Zora** zu ihrem ersten Oberhirten. (kipa)

William Joseph Levada. – Der Kardinal-Präfekt der Glaubenskongregation feierte am 15. Juni seinen 75. Geburtstag. Nach Staatssekretär Tarcisio Bertone bekleidet der US-Amerikaner das zweitwichtigste Amt an der römischen Kurie. (kipa)

Hildegard Aepli. – Die 48-jährige Theologin wird neue pastorale Mitarbeiterin im Amt für Pastoral und Bildung des Bistums St. Gallen. Aepli, die zuvor während elf Jahren das Convict Salesianum in Freiburg i. Ü. leitete, tritt die Nachfolge von Thomas Englberger am 15. Januar 2012 an. (kipa)

Alois Andritzki. – Der sorbische Priester und NS-Gegner ist am Pfingstmontag in Dresden selig gesprochen worden. Andritzki (1914-1943) stammte aus Radibor in Sachsen. Wegen seiner christlich motivierten Kritik am Nationalsozialismus kam er ins Konzentrationslager Dachau. Dort wurde er 1943 ermordet. (kipa)

Mitbruder feiern regelmässig tridentinische Messen in zwei Stadtzürcher Pfarrkirchen. In der Schweiz unterhält die Petrusbruderschaft fünf Niederlassungen, das Generalhaus befindet sich in Freiburg. In verschiedenen Städten und ländlichen Orten feiern Petrusbrüder tridentinische Messen. Einige hundert Gläubige besuchten sonntags die Messe und nahmen die seelsorglichen Dienste der Bruderschaft in Anspruch, sagt Ramm.

Dem Zeitgeist aufgefressen?

Die Petrusbruderschaft stellt im Schweizer Katholizismus ein Randphänomen dar, bestätigt Weibel, ehemaliger Redaktor der Schweizerischen Kirchenzeitung. Es zeige aber, dass es ein Bedürfnis nach einem "richtig zelebrierten" Gottesdienst gebe, dem die heutige "eher nüchterne" Gottesdienstpraxis nicht entspreche.

Dass es nach der Liturgiereform im Gefolge des Konzils zu einer Gegenbewegung kam, versteht der Theologe. "Man hat neue Formulierungen und Formen teilweise zu wenig gut eingeführt und einfach befohlen: Ab heute heisst es so, und ab heute machen wir es so." Die Traditionalisten könnten dazu anregen, dass Pfarreileiter sich fragen, "was sind gute Entwicklungsschritte, wo sind wir zu schnell einem Zeitgeist aufgefressen?"

Rückzug in "Kuschelecke"

Das Problematische bei den Petrusbrüdern sei aber, dass sie sich in eine "Kuschelecke", ein "Schongebiet" zurückgezogen hätten, "in dem keine modernen und kritischen Anfragen kommen". Für die Kirche insgesamt wäre es ein "schlechtes Rezept", "wenn man sich den Fragen der Zeit nicht mehr stellen will oder nur noch mit Rückzug antwortet". Als Modell von Kirche taugt das nicht, urteilt Weibel.

Irritierende Nähe eines Bischofs

Die Petrusbrüder sind ein Randphänomen, das zu Spannungen führen kann. Zum Beispiel wegen der Nähe des Churer Bischofs Vitus Huonder zur Petrusbruderschaft, die nicht von allen gerne gesehen wird. Auch Weibel hat "Mühe damit, dass sich ein Bischof so stark auf ein Randphänomen einlässt".

So hat Huonder etwa im Februar 2010 in Wigratzbad im Allgäu, wo die Bruderschaft ein Priesterseminar unterhält, Subdiakone geweiht. Die Petrusbrüder verdienten ganz klar den Besuch eines Bischofs. Weibel: "Sie gehören auch dazu. Aber sie sind doch nicht die Mehrheit, das Ganze!" Die Priesterbruderschaft sei eben auch ein Extrem.

"Extreme darf es geben, aber man sollte sie nicht so stark hofieren, wenn man für die Mehrheit da sein will", gibt Weibel zu bedenken. Im Dezember 2010 sah sich der Bischof gezwungen, zu "Ängsten" im Zusammenhang mit der tridentinischen Messe Stellung zu nehmen. Er stellte klar, dass er 2010 nur fünf Gottesdienste in der ausserordentlichen Form des römischen Ritus gefeiert habe, aber 120 Gottesdienste in der ordentlichen Form. Mit dem Feiern der tridentinischen Messe wolle er zu jenen Gläubigen stehen, die in dieser Form der Liturgie "heimisch" seien.

Krach um Kerze

Durch die ausschliessliche Praxis des alten Ritus könnte man den Eindruck gewinnen, es handle sich bei der Petrusbruderschaft um eine Parallelkirche, obschon sie formell zur katholischen Kirche gehört. Der Freiburger Liturgiewissenschaftler Martin Klöckener hält den Eindruck nicht für "abwegig". Probleme können dort entstehen, wo traditionalistische Gruppen und normale Gemeinden denselben Kirchenraum benutzen. Ein Beispiel: Nach dem tridentinischen Messbuch wird die Osterkerze an Christi Himmelfahrt gelöscht, nach dem heutigen Messbuch bleibt sie bis Pfingsten brennend im Altarraum. In einer Kirche sei an Christi Himmelfahrt zunächst tridentinisch, dann mit der normalen Gemeinde vatikanisch die Messe gefeiert worden, erzählt Klöckener. Zu Beginn der Gemeindemesse habe man bemerkt, dass die Osterkerze verschwunden sei. Und es habe, ein "öffentlicher Streit" um die Frage eingesetzt, bis wann die Osterkerze im Altarraum stehen darf. (kipa / Bild: Barbara Ludwig)

Im Schoss der Kirche

Die Petrusbruderschaft wurde 1988 vom Vatikan als Auffangbecken für Traditionalisten gegründet, die dem französischen Alt-Erzbischof Marcel Lefebvre die Gefolgschaft kündigen wollten. Der Konzilsgegner, der seit Jahren gegen den "modernistischen" Kurs der Kirche protestierte, hatte sich 1988 durch unerlaubte Bischofsweihe die Exkommunikation zugezogen. Wer nicht mehr bei den Piusbrüdern von Lefebvre mitmachen wollte, bekam die Möglichkeit, in der Petrusbruderschaft – und ganz im Schosse der Kirche – seine Liebe zur vorkonziliaren Liturgie zu pflegen. Den Petrusbrüdern wird der Gebrauch der liturgischen Bücher gestattet, die vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil in Geltung waren. (kipa)

Aufbruch aus der Gotteskrise

Kardinal Kaspers Alterswerk zu Wesen und Auftrag der Kirche

Von Volker Hasenauer

Freiburg i. Br. – Warum und wozu braucht der moderne Mensch die Kirche? Nichts Geringeres als eine umfassende Bestandsaufnahme, wie Kirchesein heute aussieht und ausgestaltet werden sollte, damit Menschen im Glauben Hoffnung erfahren können, wagt Kardinal Walter Kasper in seinem 580-Seiten-Werk "Katholische Kirche", das er vergangene Woche in Frankfurt vorgestellt hat.

Seit 20 Jahren liess Kasper die Idee nicht los, nach seinen theologischen Bestsellern über Gott und Jesus Christus einen dritten Band als Bilanz seines theologischen Denkens zu verfassen. Als Rottenburg-Stuttgarter Bischof (1989-99) und während seiner Arbeit im Päpstlichen Einheitsrat (1999-2010) fand Kasper nach eigenen Angaben nie die Ruhe für dazu. Ein Jahr, nachdem Papst Benedikt XVI. seinen "Ökumeneminister" in den Ruhestand entliess, legt der 78-Jährige nun sein Alterswerk vor. Seine Stärke ist es, komplizierte Zusammenhänge in einfacher Sprache und trotzdem inhaltlich tief zu beschreiben.

Heisse Eisen inklusive

Dabei blendet der renommierte Theologe keines der heissen Eisen einer möglichen Kirchenreform aus: Er äussert sich zur Rolle der Frau ("Wir stehen erst am Anfang einer Entwicklung. Kirche kann auf das Charisma von Frauen nicht verzichten."), zur Situation von wieder-verheirateten Geschiedenen ("Versöhnung mit der Kirche in begründeten Einzelfällen möglich") und zum Zölibat

("Ehelosigkeit des Priesters gehört in den Zusammenhang der besonderen Nachfolge Jesu"). Kaspers Appell lautet, sich nicht allein an diesen aus seiner Sicht am Kern der Kirchen- und Gotteskrise vorbeigehenden Debatten zu verhaften, sondern tiefer zu schürfen. Er fordert eine "neue Evangelisierung" und die damit verbundene "geistliche Erneuerung". Er hofft, dass der katholischen Kirche eine "theozentrische Wende" mit "christologischer Konzentration" gelinge. Die Krise der Kirche in der westlichen Welt könne nur überwunden werden, wenn Christen "neue Freude für Gott" fänden. Und wenn es gelinge, die den Christen verheissene Hoffnung neu im Blick auf die Moderne erfahrbar zu machen.

Eine "dialogische" Kirche

Zentral ist für Kasper das Bild, wonach Kirche "communio" – Gemeinschaft sein soll: Gemeinschaft jedes Einzelnen mit Gott, und aus dieser Beziehung heraus eine tiefe Gemeinschaft aller Christen. Institutionell fordert er, und dies leitet Kasper auch aus den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65) ab, dass die Kirche weniger hierarchisch-autoritativ, sondern stärker "dialogisch" werden müsse. Keineswegs sieht er darin eine Schwächung des kirchlichen Amtes, denn ohne richtig verstandene Autorität und das Petrusamt sei Kirche nicht vorstellbar. Aber Kirche müsse zu einem "kommunikativen, dialogischen und geschwisterlichen Stil" finden und einen "einseitig autoritativ-hierarchischen Stil" überwinden. Denn in der Kirche könne der moderne Mensch Antworten auf seine wachsende existenzielle Not in der säkularisierten, von Individualismus, Relativismus und Hedonismus gekennzeichneten Welt finden: In Gottesdiensten, in der Liturgie und in überzeugt von Gott sprechenden Menschen könne Kirche als "eschatologisches Zeichen", als "Vorschein des kommenden Reich Gottes" erfahrbar werden.

Walter Kasper, *Katholische Kirche, Wesen - Wirklichkeit - Sendung*, 580 Seiten, Herder, Freiburg im Br., 2011. (kipa)



Walter Kasper: Kirche soll als "eschatologisches Zeichen" erfahrbar werden.

In 2 Sätzen

Minderheit. – Nach den Parlamentswahlen in der Türkei vom 12. Juni zieht erstmals ein christlicher Abgeordneter in die türkische Volksvertretung ein. Der aramäische Christ Erol Dora ist der erste Christ im türkischen Parlament seit dem Militärputsch von 1960. (kipa)

Gewohnheit. – 62 Prozent der Kirchenmitglieder in der Schweiz sind noch dabei, weil sie "einfach immer dabei waren" und damit ohne besonderen Grund. Das ergibt eine repräsentative Umfrage unter Kirchenmitgliedern aller Konfessionen, die das Institut GFS Zürich im Auftrag der "Reformierten Presse" durchgeführt hat. (kipa)

Energie. – Berner Christen lancierten am Pfingstsonntag ein Pfingstmanifest zur Atomenergie. Darin rufen sie dazu auf, den Energieverbrauch zu verringern und den persönlichen Lebensstil einer 2.000 Watt-Gesellschaft anzupassen. Hinweis: www.pfingstmanifest.ch (kipa)

Freiwilligenpreis. – Der Hospiz-Dienst St. Gallen wird von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft mit dem diesjährigen Freiwilligenpreis ausgezeichnet. Die Freiwilligen des Hospiz-Dienstes begleiten Sterbende und deren Angehörige zu Hause oder im Spital. (kipa)

Ernüchterung. – Mitte November starteten die Schweizer Kapuziner eine Inseratenkampagne, um Männer für ihre Lebensweise zu gewinnen. Von den fünf Männern, die sich entschieden haben, den Orden näher kennenzulernen, wird vermutlich keiner in diesem Herbst mit dem Postulat beginnen – eine "ernüchternde" Bilanz, sagte Bruder Damian Keller, zuständig für die Berufungspastoral, gegenüber Kipa. (kipa)

Gleichberechtigung. – Die Schweizerische Nationalkommission Justitia et Pax forderte anlässlich des nationalen Frauenaktionstages von Bund und Kantonen "verstärkte Massnahmen zur Förderung der Gleichberechtigung auf allen gesellschaftlichen Ebenen". Der Frauenaktionstag fand am 14. Juni statt. (kipa)

Mit Volksinitiativen zur Gleichstellung

Vorstösse in den römisch-katholischen Kantonalkirchen beider Basel

Basel. – Die Behörden der römisch-katholischen Kantonalkirchen in Basel-Stadt und Baselland sollen darauf hinwirken, dass die Kirche die gleichberechtigte Zulassung von Männern und Frauen zum Priesteramt ermöglicht. Dies fordern zwei gleich lautende Volksinitiativen.

In der römisch-katholischen Kirche sind Frauen noch immer vom Priesteramt ausgeschlossen. Das müsste mit Blick auf die Bibel nicht sein. An einer Medienkonferenz am 7. Juni in Basel zeigte die Bibelwissenschaftlerin Helen Schüngel-Straumann auf, dass das Neue Testament immer wieder von Frauen als Aposteln spricht. Frauen übten zur Zeit von Paulus die gleichen Funktionen aus wie Männer.

Die Zurückdrängung der Frauen in den folgenden Jahrhunderten habe eng mit den patriarchalen Strukturen des Römischen Reiches zusammengehängen. Seit einigen Jahrzehnten kämpfen nun Frauen und Männer in den christlichen Kirchen für die Gleichberechtigung. In den evangelischen, der anglikanischen und in der christkatholischen Kirche werden Frauen bereits ordiniert.

Ein Schritt auf einem langen Weg

Dass mit diesen Vorstössen die Gleichstellung bald eingeführt wird, glaubt auch das Initiativkomitee nicht. Bei einer Annahme der Initiativen müssten sich aber die Behörden der beiden kantonalkirchlichen Körperschaften für die Gleichstellung einsetzen. Das sei ein erster Schritt in einem Prozess, erklärte Nationalrätin Anita Lachenmeier-Thüring (Grünes Bündnis) vor den Me-

dien. Frauen hätten gelernt, sich für die Gleichstellung einzusetzen. Man müsse verhindern, dass noch mehr Engagierte der Kirche den Rücken zuehrten.

Frauen und Verheiratete

Die Gleichberechtigung bei der Zulassung zum Priesteramt soll unabhängig von Geschlecht und Zivilstand erreicht werden, fordern die beiden Vorstösse. Für die Volksinitiative in der römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt sind 700 gültige Unterschriften nötig, in der Landeskirche Baselland 1.000. Seit Pfingsten läuft die Unterschriftensammlung.

Dem Initiativkomitee in Baselland gehören neben anderen die ehemalige Regierungsrätin Elsbeth Schneider-Kenel, der Gemeindeleiter und Landeskirchenrat Alex Wyss und der Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung, Guido Büchi, an. In Basel-Stadt zählen die Rechtsprofessoren Felix Hafner und Denise Buser, Theaterdirektor Georges Delnon und die ehemalige Kirchenratspräsidentin Gabriele Manetsch zu den Erstunterzeichnern.

Kantonalkirchen nicht zuständig

Norbert Brunner, Bischof von Sitten und SBK-Präsident, stellte am 12. Juni im Interview mit der Zeitung "Der Sonntag" klar, dass die staatskirchenrechtlichen Behörden für Fragen im Zusammenhang mit dem Priesteramt nicht zuständig sind. Sie seien für Verwaltung und Finanzen zuständig. Fragen des Glaubens und der Sitten fielen hingegen in die Zuständigkeit von Papst und Bischöfen. (kipa)

Daten & Termine

29. Juni – Papst Benedikt XVI. feiert am 29. Juni sein Diamantes Priestertagsjubiläum mit einer feierlichen Messe um 9.30 Uhr im Petersdom. Der Vatikan ehrt das Kirchenoberhaupt, das am 29. Juni 1951 zum Priester geweiht wurde., zudem mit einer Sonderausstellung. Der Papst wird die Schau mit dem Titel "Glanz der Wahrheit, Schönheit der Nächstenliebe" am 4. Juli in der vatikanischen Audienzhalle eröffnen. Die Ausstellung soll Werke von 60 Künstlern aus aller Welt zeigen. (kipa)

Die Zahl

50. – Anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums versammelten sich am 8. Juni Vertreter der Schweizer Kirche und des katholischen Hilfswerks Fastenopfer am Gründungsort in Einsiedeln. Das Hilfswerk engagiert sich seit seiner Gründung für die Überwindung des Hungers und die Durchsetzung der Menschenrechte. "Fastenopfer geht es nicht um Barmherzigkeit, sondern um nachhaltige Veränderungen zu Gunsten der Armen", sagte Antonio Hautle, der Direktor des Fastenopfers. Das Hilfswerk versuche, ungerechte Strukturen zu verändern und die Öffentlichkeit für die Anliegen der Menschen in den Entwicklungsländern zu sensibilisieren. Die Unterstützung komme jedes Jahr rund einer Million Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika zugute, so Hautle.

Bischöfe, Vertreter aus Entwicklungsländern, von Jugendverbänden und des Fastenopfers trugen in Einsiedeln überdimensionale Fastensäckchen, gefüllt mit Getreideähren, auf den Klosterplatz. (kipa)

Zeitstriche

Keine Mädchen. – Bei der Messfeier im vor-konziliaren Ritus, seit 2007 wieder in grösserem Umfang zugelassen, können auch heute keine weiblichen Messdiener eingesetzt werden. Die alte Liturgie in der Form von 1962 sah dies nicht vor, gibt der Vatikan als Begründung an. Karikatur Monika Zimmermann für Kipa-Woche (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Barbara Ludwig

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Muslime suchen gemeinsamen Nenner

Weg zur öffentlich-rechtlichen Anerkennung als steiniger Pfad

Von Georges Scherrer



Muslime bald unter dem Schutz des Schweizer Staates?

Zürich. – Eine "Basisorganisation" soll die öffentlich-rechtliche Anerkennung der Muslime in der Schweiz ermöglichen. Mit der Verwirklichung dieses Ziels könnte es aber dauern. Im Kanton Waadt ist man einen Schritt voraus. Eine Erkenntnis lautet zudem: Wenn nicht Konvertiten als treibende Kraft hinter den Bemühungen für eine Anerkennung stehen, dann läuft kaum etwas. Das hat seine Gründe, sagt Pascal Gemperli, Vizepräsident der Vereinigung der muslimischen Gemeinschaften in der Waadt.

Die beiden nationalen Muslim-Verbände Kios (Koordination Islamischer Organisationen Schweiz) und Fids (Föderation Islamischer Dachverbände der Schweiz) kündigten im vergangenen März die Schaffung einer nationalen, demokratisch organisierten Muslimorganisation an. Diese soll die staatliche Anerkennung der Muslime vorantreiben.

Die Schweizer Wochenzeitung "Weltwoche" beklagte sich kürzlich darüber,

dass weder Fids noch Kios auf konkrete Anfragen zu dieser Gründung reagierten. Auch Kippa-Woche wartet auf entsprechende Stellungnahmen der beiden muslimischen Dachorganisationen, etwa auf die Frage, wie die ewig zerstrittenen Sunniten und Schiiten in der Schweiz unter einen Hut zu bringen sind. Die gestellten Fragen beantwortete hingegen Rifa'at Lenzin.

Die engagierte Muslimin und Islamwissenschaftlerin ist Mitglied der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR). Das Anliegen und Bemühen der muslimischen Verbände um eine öffentlich-rechtliche Anerkennung ist nicht neu, gibt Lenzin zu bedenken.

Die Zürcher Muslime setzten 2003 grosse Hoffnung auf die Abstimmung über die Kirchenvorlagen, die unter bestimmten Bedingungen die Ausweitung des öffentlich-rechtlichen Status auf andere Religionsgemeinschaften ermöglichen hätten. Diese Vorlage wurde vom Volk abgelehnt.

Editorial

Eine Stimme für die Religion. – 1971, also vor vierzig Jahren, wurde in der Schweiz nach verschiedenen Anläufen das Frauenstimmrecht eingeführt. Erstmals zuvor durften in der Schweiz Frauen in einem Walliser Dorf ihre Stimme abgeben, und zwar in einer Konsultativabstimmung. Dieses Ereignis fand 1957, aufmerksam von vielen Medienleuten beobachtet, in Unterbäch statt. Die ersten Kantone, welche den Frauen Stimm- und Wahlrecht auf ihrem Territorium einräumten, waren die Waadt, Neuenburg und Genf. Als erster Deutschschweizer Kanton folgte Basel-Stadt.

Rund 400.000 Muslime leben heute in der Schweiz. Bei vielen von ihnen besteht der Wunsch nach der öffentlich-rechtlichen Anerkennung ihrer Religion. In der Deutschschweiz ist man auf der Suche nach jenem Konsens unter den Muslimen, der schliesslich zu einer entsprechenden Anerkennung in den Kantonen führen könnte.

Wie beim Frauenstimmrecht preschen heute die gleichen Kantone wie damals vor. In der Waadt – aber auch in Basel – sei man am weitesten, was das konkrete Vorgehen für eine Anerkennung muslimischer Gemeinschaften angeht, sagt Pascal Gemperli gegenüber Kippa-Woche (in dieser Ausgabe). Man möchte aus dieser Beobachtung fast schliessen, dass die Frauen den Muslimen in der Schweiz gezeigt haben, über welchen "kantonalen" Weg sie ihr Anliegen verwirklichen können.

Diese Beobachtung führt aber auch zur ernüchternden Feststellung: Es hat sehr lange gedauert, bis die Frauen mithilfe vieler Männer ihr Recht an der Urne erkämpft hatten. Möglicherweise brauchen auch die Muslime – wie die Frauen damals die Männer – die Unterstützung anderer Schweizer Religionsgemeinschaften, um die Hindernisse für eine Anerkennung aus dem Weg zu schaffen. Ein solches Zusammengehen könnte auch zu einem Konsens zwischen den Religionsgemeinschaften darüber führen, was ihre Stellung in der Gesellschaft ist.

Georges Scherrer

Namen & Notizen

Manuela Petraglio. – Die höchste Leitungsfunktion in der 14.000 Mitglieder zählenden christkatholischen Kirche der Schweiz wird erstmals von einer Frau bekleidet. Die Nationalsynode hat in Wettingen Manuela Petraglio aus Magden AG zur Präsidentin des Synodalrates gewählt. (kipa)

Nikolaos Foskolos. – Die griechische Politik hat die EU jahrzehntelang nur ausgenutzt und erntet jetzt, was sie mit ihrem Verhalten gesät hat, sagte der katholische Erzbischof von Athen gegenüber Radio Vatikan zu den Ursachen der tiefen wirtschaftlichen Krise seines Landes. Doch nicht nur die Spitzen der Gesellschaft, auch die breite Masse seiner Landsleute habe zu der Krise beigetragen. (kipa)

Papst Benedikt XVI. – Der Papst hat am 19. Juni während seines Besuchs in San Marino zu einer Stärkung der Familie aufgerufen. Die Familie sei die entscheidende Voraussetzung für ein harmonisches Heranwachsen freier und verantwortungsbewusster Persönlichkeiten, sagte der Papst vor Regierung und Parlament von San Marino im Regierungspalast des Landes. Zuvor hatte er mit 22.000 Gläubigen im 32.000 Einwohner zählenden Zwergstaat einen Gottesdienst gefeiert. (kipa)

Gregorios Laham. – Nach dem griechisch-melkitischen Patriarchen haben sich weitere katholische Bischöfe in Syrien hinter Präsident **Bashar Assad** gestellt. Der syrisch-katholische Erzbischof von Damaskus, **Elias Tabe**, und der chaldäisch-katholische Bischof von Aleppo, **Antoine Audo**, übten scharfe Kritik an der internationalen Berichterstattung über die Unruhen im Land und bekundeten ihre Unterstützung für Assad; dieser hat die Armee gegen das eigene Volk in Bewegung gesetzt. (kipa)

Wolfgang Haas. – Der Erzbischof lässt am kommenden 15. August, dem Liechtensteiner Staatsfeiertag, die Messe auf der Schlosswiese ausfallen, dies als Reaktion auf den Vorschlag der Regierung zur Trennung von Kirche und Staat sowie jüngste Entscheidungen zu Abtreibung und Homosexuellen. In Sachen Trennung von Kirche und Staat sähe das Erzbistum lieber ein Konkordat als eine "einseitige staatliche Gesetzgebung". (kipa)

Die Forderung nach einer Anerkennung könnte von bestehenden regionalen Verbänden wie der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich (Vioz), dem Verband Aargauer Muslime (Vam) oder vom Dachverband islamischer Gemeinden der Ostschweiz und des Fürstentums Liechtenstein (Digo) eingebracht werden. Nun soll gemäss Lenzin eine Organisation gegründet werden, der "alle interessierten Musliminnen und Muslime ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft oder religiös-politischen Ausrichtung" beitreten können. Der gemeinsame Nenner bestehe darin, dass sich alle Mitglieder als Muslime verstehen. Es handle sich dabei aber nicht um eine neue Dachorganisation, sondern um eine "Basisorganisation". Der Erfolg der neuen Organisation werde nicht zuletzt davon abhängen, ob sich eine repräsentative Anzahl Musliminnen und Muslime darin engagieren - auch solche, die bisher nicht in einem Verein organisiert waren, und ebenfalls sogenannte "säkulare" Muslime.

Ein "Landesmoscheenmodell"

Eine klare Vorstellung von öffentlich-rechtlicher Anerkennung hat der "Islamische Zentralrat der Schweiz" (IZRS). In den 2010 veröffentlichten "Vision" plant er, dass die "institutionelle Verankerung des Islams in der Schweiz einst unter grösstmöglichem Konsens" stattfindet. "Obwohl Sache der Kantone, empfiehlt es sich doch, die Etablierung schweizweit einheitlicher Strukturen abzuwarten, um dann nach dem Modell der reformierten und katholischen Landeskirchen in den Kantonen paradigmatisch der Reihe nach das islamische 'Landesmoscheenmodell' zu implementieren", heisst es in der "Vision" des Vereins, der einen "normativen" Islam vertritt. Unkoordinierte Alleingänge werden als "unpraktisch" abgelehnt.

Der IZRS sei sich bewusst, dass es sich bei der öffentlich-rechtlichen Anerkennung um ein "Langzeitprojekt" handle. Dieses müsse zunächst im innerislamischen Diskurs gründlich ausreifen, bevor es der Öffentlichkeit vorgestellt werden könne, sagte IZRS-Sprecher Qasim Illi auf Anfrage.

Die Waadt will es wissen

Diesen "Alleingang" wagen die Muslime im Kanton Waadt. Dort strebt die Vereinigung der muslimischen Gemeinschaften (Uvam) eine staatliche Anerkennung an. Uvam-Vizepräsident Pascal Gemperli beschreibt gegenüber Kipa-Woche die Organisation als Verband, der die muslimischen Vereine in der Waadt vertritt. 80 bis 90 Prozent der

Waadtländer Moscheen seien in der Organisation vertreten. Unter den angeschlossenen Vereinen sind türkische, bosnische, albanische, arabische und andere Gemeinschaften. Die meisten der vertretenen Muslime sind Sunniten. Dem Uvam-Vorstand gehören neben Gemperli ein Türke, ein Albaner, eine Tunesierin und ein Marokkaner an. Der Verband selber vertrete keine spezifische Ausrichtung des Islam, seine Arbeit sei vor allem sozio-politischer Natur. Alle Entscheide, auch jene mit religiöser Dimension, würden demokratisch im Rahmen der Verbandsstrukturen gefällt. Die religiöse Arbeit werde in den Vereinen geleistet.

Die Waadt gab sich 2003 eine neue Verfassung, welche die Anerkennung von Religionsgemeinschaften vorsieht. An einer Tagung führte die Uvam 2010 eine Konsultation über eine mögliche staatliche Anerkennung bei den Waadtländer Muslimen durch. Diese begrüssten die Möglichkeit. An der folgenden Uvam-Generalversammlung wurde der Vorstand daraufhin beauftragt, die nötigen Schritte für eine solche Anerkennung in die Wege zu leiten. Gemperli meint gegenüber Kipa, sollte eine Anerkennung möglich werden, könnte dies in einem Zeitraum von drei bis fünf Jahren geschehen.

Zurückhaltung der Muslime

Der IZRS wird vorab durch Konvertiten geleitet. Dem Uvam-Vorstand gehört mit Gemperli ebenfalls ein Konvertit an. Es entsteht der Eindruck, dass es bei der Anerkennungs-Frage harzt, wenn nicht Konvertiten die Hand im Spiel haben. "Ich kann das teilweise bestätigen", sagt der Uvam-Vize. Er nennt zwei Gründe, warum Muslime oft Mühe haben, mit Forderungen beim Staat vorstellig zu werden. Viele Muslime kamen als Migranten in das Land. Sie fühlten sich "eher als Gast denn als mündige Bürger", die Forderungen stellen könnten. Viele Migranten hätten zum Teil als religiös oder politisch verfolgte ihre Heimat verlassen und würden darum staatlichen Gebilden mit Vorsicht begegnen. Ihnen fehle das Selbstverständnis vieler Europäer, dass sie den Staat etwas fragen und von ihm auch etwas fordern könnten. Eine staatliche Anerkennung berge zudem Rechte und Pflichten, ergänzt Gemperli. Den Weg der Anerkennung sieht er über eine "Konvention", die der Kanton Waadt mit der Uvam abschliesst. Über eine solche Konvention liesse sich das Verhältnis zwischen Staat und Muslimen in der Waadt formalisieren und "normalisieren". (kipa / Bildmontage: Georges Scherrer)

1961 - ein neues Hinsehen in die Welt

50 Jahre katholisches Hilfswerk Fastenopfer

Von Petra Mühlhäuser

Zürich. – 1961: ein magisches Jahr. Eine ganze Reihe von weltweit tätigen Nichtregierungs-Organisationen wurde 1961 in der Schweiz gegründet. Prominentestes Beispiel auf katholischer Seite: das Fastenopfer. Ein Blick in eine spannende Zeit des Umbruchs erhellt, warum heuer so viele 50-Jahr-Jubiläen zu feiern sind.

1961 wurden die Hilfswerke Fastenopfer (katholisch), Brot für alle (evangelisch-reformiert) und Partner



1961: Erster Mensch im All

seiner (christkatholisch) gegründet. Damals schlug mit der Einsetzung des ersten Delegierten auch die Geburtsstunde der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) des Bundes. Auch der WWF wurde damals gegründet: Julian Huxley erlebte auf einer Ostafrika-Reise die Bedrohung der Natur und die Wilderei. Die Gründung von Amnesty International, ebenfalls 1961, geht auf Peter Benenson zurück. All diesen 1961 gegründeten Organisationen ist eines gemeinsam: Der Blick in die Welt hinaus. 1961 scheint man mit dem Hinsehen auf andere Länder, andere Kontinente ganz neu begonnen zu haben. Anderthalb Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckte man ein gewisses Miteinander mit der übrigen Welt.

In die Freiheit entlassen

Die Solidarität hatte mit der Dekolonisation Dutzender Nationen nach dem Zweiten Weltkrieg zu tun: Allein 1960 wurden 17 ehemalige Kolonien in Afrika in die Freiheit entlassen. Diese neuen Staaten rückten in den Blick der Öffentlichkeit – und damit deren Armut. Man wurde sich bewusst, dass die Staaten der Welt abhängig sind voneinander. Die Uno schuf immer weitere Unterorganisationen. Die Welt begann zusammen zu wachsen. Der Solidarität half zumindest auf dem politischen Parkett noch etwas anderes auf die Sprünge: Die Angst vor

dem Kommunismus. 1961 wurde die Berliner Mauer gebaut. Der Kalte Krieg auf dem Höhepunkt.

Die Welt wächst zusammen

Hinter dem neuen Engagement steht aber auch der Wirtschaftsaufschwung in Europa, von dem viele Bevölkerungskreise profitierten. Es war auch die Zeit der Fortschrittsgläubigkeit: Für die Sowjetunion flog Juri Gagarin auf dem ersten bemannten Raumflug um die Erde, um nur einen Meilenstein zu nennen.

Ein Aufbruch fand auch in der katholischen Kirche statt. Das Zweite Vatikanische Konzil begann erst 1962, wurde aber 1959 angekündigt. Im Mai 1961 veröffentlichte Papst Johannes XXIII. die Enzyklika "Mater et Magistra". Sie befasste sich mit der Realität der Arbeiter und nahm dabei erstmals die unterentwickelten Länder und deren Probleme in den Blick. "Es herrschte eine Aufbruchstimmung: recht brav, vor 68, aber schon angefeuert von Impulsen des 2. Vatikanischen Konzils, das den Laien in der Kirche, fremden Kulturen und Religionen mehr Respekt entgegenbrachte." So schreibt es Max Sigrüst, beim Fastenopfer seit 1979, in einem Überblick über die Geschichte der Südarbeit.

Das Fastenopfer ging aus dem Missionsjahr 1960/1961 der katholischen Jugendverbände hervor. 16 katholische Jugendorganisationen schlossen sich zu einem "Arbeitskreis der Jugendverbände" zusammen, so heisst es in einem Rückblick zum Abschied des langjährigen Fastenopfer-Stiftungsratspräsidenten Bischof Otto Wüst von 1992. Das Missionsjahr wollte die Schweizer Katholiken für die Anliegen der Weltmission gewinnen, finanzielle Mittel für die Mission bereitstellen und neue Priester-, Schwestern- und Laienhelferberufungen wecken. Meinrad Hengartner, Obmann des Schweizerischen katholischen Jungmannschaftverbandes, erklärte bei der Eröffnung: "Das Missionsjahr ist in seiner Gesamtheit ein Attentat auf unsere christliche Bequemlichkeit." Mit 17,5 Millionen Franken wurde es zur damals erfolgreichsten Sammelaktion der Schweiz. An der Abschlussversammlung vom 17./18. Juni 1961 in Einsiedeln beschloss man, den Elan in eine jährliche Bildungs- und Sammelaktion zu überführen – das Fastenopfer war geboren. (kipa / Bild: archiv)

Bestätigt. – Der frühere Leiter der bischöflichen Gerichtsbehörde des Bistums Lausanne-Genève-Freiburg muss für zehn Monate ins Gefängnis. Das Bundesgericht hat die Verurteilung des inzwischen vom Papst in den Laienstand versetzten peruanischen Priesters wegen Veruntreuung und Betrug zu einer teilbedingten Gefängnisstrafe von 30 Monaten bestätigt. (kipa)

Genehmigt. – Die Kirchgemeinde Solothurn hat den Kredit über 3,3 Millionen Franken für die bei einem Brandanschlag stark verrusste St.-Ursen-Kathedrale abgesegnet, die Sanierung kostet voraussichtlich 4,5 Millionen Franken. Zuvor müssen für 3,5 Millionen Franken die Russablagerungen entfernt werden, was die Versicherung bezahle; für weitere Kosten kommen Denkmalpflege und Synode Solothurn auf. (kipa)

Verurteilt. – Ein Rabbinengericht in Jerusalem hat einen streunenden Hund zum Tod durch Steinigung verurteilt. Wie israelische Medien berichteten, gehen die Rabbiner davon aus, dass die Seele eines vor Jahren verstorbenen weltlichen Anwalts auf den Hund übergegangen sei, der die Richter vor 20 Jahren beleidigt habe. (kipa)

Abgesagt und angesagt. – Im Bistum Rottenburg-Stuttgart fällt eine geplante Tagung zum Thema Sexualität und Kirche aus, weil Bischof Gebhard Fürst befürchtet, dass die Veranstaltung vor dem Hintergrund des von der Bischofskonferenz angestrebten innerkirchlichen Dialogprozesses eine zu grosse Eigendynamik entwickeln und Polarisierungen befördern könne. Einen internationalen Kongress über sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch Priester veranstaltet die päpstliche Universität Gregoriana hingegen Anfang 2012 in Rom. (kipa)

Vertrauen. – Die Jugendverbände in der Schweiz wie Cevi, Pfadi oder Jubla sind hinsichtlich der Sicherheitsstandards herausragend, betonte der Chef des nationalen Sportförderungsprogramms Jugend und Sport (J+S) im Bundesamt für Sport in den Medien. Nach dem Tod eines achtjährigen Mädchens auf einer selbstgebauten Seilbahn in einem Cevi-Pfingstlager war den Jugendverbänden mangelnde Sicherheit vorgeworfen worden. (kipa)

"Wir knüpfen ein neues Netz"

Die Schweizer Bischöfe haben eine neue Webseite

Freiburg. – "Auch wir Bischöfe stehen mittendrin zwischen den drei 'w' und dem 'ch'", schreibt der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz (SBK), Norbert Brunner, in einem Wort zum neuen Internet-Auftritt, den die Schweizer Oberhirten aufgeschaltet haben.

Der neue Internetauftritt sei nicht Resultat einer zufälligen Laune, sondern gründlicher Überlegungen über die Bedeutung der Kommunikation. Kipa-Woche hat Laure-Christine Grandjean von der SBK-Kommunikationsstelle über "www.bischoefe.ch" befragt.

Warum der neue Auftritt?

Laure-Christine Grandjean: Mit dem neuen Auftritt sollen die Bischöfe einerseits "greifbarer" werden, andererseits wollen sie damit einen Dialog in die Wege leiten. Die frühere Webseite war veraltet. Die neue Webseite soll die Institution dem Publikum näher bringen, um dann mit diesem ins Gespräch zu kommen. Dazu soll auch das soziale Netzwerk Twitter beitragen, später auch Facebook.

Woher das plötzliche Bedürfnis zu kommunizieren?

Grandjean: Bereits 1971, im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils, wollte man mit der Pastoralinstruktion "Communio et progressio" auf die Bedeutung der Kirche in den Medien hinweisen. 2008 haben die Bischöfe die kirchliche Medienarbeit als eine ihrer wichtigsten pastoralen Prioritäten bezeichnet.

Twitter und Facebook - Sind die Bischöfe in der Lage, mit den neuen sozialen Kommunikationsmitteln umzugehen?

Das Durchschnittsalter der Bischöfe ist recht hoch.

Grandjean: Ich glaube nicht, dass es auf das Alter ankommt. Ich kenne eine 90-jährige Ordensfrau, die einen Blog führt. Die Bischöfe verfügen über die technischen Fähigkeiten, die man braucht, um die neuen Kommunikationsmittel zu nutzen; viele von ihnen haben etwa ein iPhone. Es stimmt zwar, dass einige noch nicht so vertraut sind mit der Twitter- und Facebook-Kultur, aber sie können sich damit anfreunden.

Welches Konzept verbirgt sich hinter dem Design der Webseite?

Grandjean: Das Design muss zunächst einmal schlicht daherkommen, weil es sich um die Webseite einer Institution handelt. Dann soll es auf die Kirche verweisen. Deshalb wechseln sich drei verschiedene Hintergrundmotive ab: Zwei davon spielen mit dem Achteck, das man oft in der religiösen Architektur vorfindet; das dritte imitiert die Fliesen einer alten Kirche von Pisa.

Warum die Rubrik "Schon gewusst?"

Grandjean: Die Webseite richtet sich an drei Gruppen von Besuchern: Journalisten, Mitglieder der katholischen Kirche und neugierige "Nicht-Eingeweihte". Die dritte Gruppe kann kaum mit dem liturgischen Kalender oder den Communiqués angesprochen werden. Dafür gibt es die Rubrik "Schon gewusst?", die den neugierigen Besucher anziehen soll und ihn vielleicht auch dazu verführen wird, länger auf der Webseite zu verweilen. Sie soll Anekdoten enthalten – über die Bischöfe oder über die Kirche –, die monatlich aktualisiert werden. (Interview: Aude-May Cochand)

Zeitstriche

Bistumsjahr. – Kurz angebunden, das heisst in einem knappen Communiqué, kündigt das Bistum Chur für 2012 ein "Bistumsjahr" an. Es sollen Räume der Begegnung und Wertschätzung geschaffen werden, um ein vertieftes Miteinander anzuregen. Eine Arbeitsgruppe wird die Planung an die Hand nehmen. Zeichnung: Monika Zimmermann. (kipa)



26. Juni. – Die Schweizer Bischöfe rufen die Gläubigen auf, sich an der Kollekte für den Petruspfennig zu beteiligen. Dieser hilft dem Papst, seinen apostolischen Auftrag zu erfüllen und den weltweiten Zusammenhalt der Gläubigen zu sichern. (kipa)

6. – 15. August. – Auf Einladung der Ostpriesterhilfe Kirche in Not weilt der sudanesischer Bischof Macram Max Gassis im August in der Schweiz. Infos auf www.kirche-in-not.ch. (kipa)

15. August. – An der Schiffswallfahrt 2011 an Maria Himmelfahrt auf dem Bodensee wird sich der emeritierte Kurienkardinal Walter Kasper aus Deutschland im "Dreiländereck" auf dem See an die Gläubigen wenden. An den Feiern nehmen auch die Bischöfe Elmar Fischer (Feldkirch) und Markus Büchel (St. Gallen) teil. Infos: www.rorschach.ch (kipa)

22. – 25. September. – Schweizer können sich für die Papst-Gottesdienste vom September in Deutschland anmelden. Wer an der Jugendvigil vom Samstag auf dem Messegelände oder an der Eucharistiefeier auf dem Flugplatzgelände von Freiburg teilnehmen will, meldet sich bei den drei Deutschschweizer Bistümern Basel, St. Gallen oder Chur an. (kipa)

9. – 16. Oktober. – Dieses Jahr findet die katholische deutschschweizerische Taizé-Reise unter dem Motto: "Auf dem Weg, über sich hinaus zu wachsen" statt. Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 17 bis 30 Jahren aus der Deutschschweiz sind zur Wallfahrt eingeladen.

Infos: www.jugendseelsorge.ch (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Georges Scherrer

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Wichtige nachkonziliare Bestrebungen gehen dahin, den Bezug des Diakonats zu Jesus Christus stark zu machen, wenn die Diakonie Jesu beziehungsreiche Heilungsprozesse umfasst; wenn er «wie der, der bedient» (Lk 22,27), den Weg einer Karriere nach unten zeigt, alles Herrische von sich weist und sich als Diakon versteht; wenn dem Diakon bei der Ordination die Stola als kleines Handtuch zum Zeichen der Fusswaschung überreicht wird, welche das Johannes-Evangelium anstelle der synoptischen Einsetzung des Abendmahls enthält und in Jesu Aufforderung zur Diakonie münden lässt: «Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe» (Joh 13,15); wenn er in seinem Leiden am Kreuz, in seiner Empathie, in seinem Hineinleiden solidarisch mit dem Leiden und Sterben in der Welt wird; wenn Jesus Christus auch in anonymer Diakonie repräsentiert wird durch den, der dient (Mt 25,40), aber dank der Menschwerdung Gottes auch durch den, der bedient wird.

Die schon vor dem Konzil initiierte und von ihm begünstigte Erneuerungsbewegung schlägt zuerst in Deutschland Wurzeln – mit ersten Ordinationen verheirateter Männer im Jahr 1968 in Köln und in Rottenburg. Noch heute ist der Diakonats in Afrika, Asien und Australien vergleichsweise schwach vertreten, auch in vielen Ländern Osteuropas – im Unterschied zu Nord- und Südamerika sowie zu zahlreichen anderen Regionen Europas. Insgesamt leben etwa 35 000 Diakone weltweit.⁴

Sie bilden die einzige wachsende Berufsgruppe der Kirche; über 90 Prozent der ständigen Diakone sind Ehemänner. Ihr Amt bekleiden sie entweder als Hauptamtliche, die ihren bisher ausgeübten Beruf aufgegeben haben, oder – jedenfalls in anderen Ländern – als Diakone im Zivilberuf,⁵ die ihren ehemals erlernten Beruf weiterhin ausüben und zugleich als Diakone wirken – nicht nur neben, sondern auch in ihrem Zivilberuf. Gerade durch den Diakon im Zivilberuf gewinnt das gesamte kirchliche Amt eine spezifische Lebensnähe und eine spezifische Chance zum glaubwürdigen Zeugnis auch in der Arbeitswelt – und so auch wieder in der Liturgie!

Dabei sind mir die Schweiz und mein Heimatland vor Augen, aber auch die Weltkirche. Im Zuge der Wiedergeburt dieses Amtes formiert sich zur Zeit des Konzils das Internationale Diakonatszentrum (IDZ)⁶ zum Studium und zur Förderung des Diakonats. Das IDZ arbeitet als kirchlich anerkannter eingetragener Verein und wird getragen von engagierten weiblichen und männlichen Laien, von Theologinnen und Theologen, Diakonen, Priestern und Bischöfen aus aller Welt. Seit dem Konzil veranstaltet das IDZ alle vier Jahre eine internationale Studienkonferenz, zuletzt im März 2009 in Wien mit Beteiligten aus etwa dreissig verschiedenen Ländern. Zudem gibt das IDZ die Halbjahreszeitschrift «Diaconia Christi»

heraus, nunmehr bereits im 46. Jahrgang. Das IDZ fördert den Ständigen Diakonats auf vielfältige Weise und trägt nicht nur zur Solidarisierung untereinander bei, sondern auch zu einer Solidarität, die denen zugutekommt, zu denen Diakone gesandt und die darauf am dringendsten angewiesen sind. Aus welchen Quellen schöpfen Diakone?

3. Für eine weltkirchliche Spiritualität ...

Familiengottesdienst zum Erntedankfest: In unserer Gemeinde verkünden Kinder das Evangelium, sie spielen die Geschichte von der wunderbaren Vermehrung der fünf Brote und der zwei Fische. Erzieherinnen bereiten sich mit den Kindern intensiv darauf vor, darunter auch meine beiden Söhne Ruben und Simon. Die Erzieherinnen stellen für den Gottesdienst in Aussicht, dass sie Brot und Fische mitbringen, und Ruben übernimmt die Rolle Jesu – mit der Begründung, dass sich sonst sowieso keiner traut. Meiner Frau und mir ist lebendig in Erinnerung, wie er kurz vor Beginn des Gottesdienstes zu bedenken gibt: «Ob die Erzieherinnen wohl echtes Brot und echte Fische bringen? Auf jeden Fall ist der Jesus echt!»

Oft gehen mir die Augen auf angesichts der grossen Fragen, die die Kleinen bewegen. Kleine und grosse Menschen, die erzählen, was Geistes Kind sie sind, aus welchem Geist, aus welchem «spiritus» sie leben, gewähren Einblicke in ihre Spiritualität. Leben im Geist, geistliches Leben zeigt sich inspiriert, begeistert von Kräften und Impulsen, die nicht aus mir selbst kommen und, wenn sie bei mir ankommen, nicht bei mir verbleiben. Dabei denke ich nicht allein an die einleitend angedeuteten Erfahrungen eines geheimen Diakons, sondern auch an weltkirchliche Erfahrungen, die mir seit meiner Ordination zuteil wurden: an einen Aufenthalt von IDZ-Delegierten in Südafrika und den nicht nur dort tobenden Kampf gegen HIV/Aids, an den Einsatz lateinamerikanischer Diakone hinter Gefängnismauern, schliesslich an von Misereore initiierte Projekte in China und Begegnungen mit Chinesinnen in ganz prekärer Lage. Ich denke auch an gemeindliches Engagement zugunsten vielfältiger weltkirchlicher Partnerschaften und internationaler Solidarität mit Ländern des Südens und des Ostens.⁷

Solidarität gewinnt systematisch-theologisch erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seiner Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* Bedeutung,⁸ und zwar als Kategorie der Erlösung: Der Gedanke der Genugtuung Gottes durch Jesu Tod am Kreuz tritt zurück, es braucht keine Sühneopfer mehr zur Beschwichtigung eines erzürnten Gottes. Eine Neubegründung von Solidarität tritt hervor – durch die Menschwerdung Gottes, der nicht Versöhnung braucht, sondern seinerseits schenkt (2 Kor 5,21⁹): Erlösung gründet in jenem am Kreuz

DOSSIER DIAKONATS- TAGUNG

⁴ Siehe Alexander Gondan: Weltstatistik zum Ständigen Diakonats im Dezember 2007, in: *Diaconia Christi* 43 (2008), 139 f.

⁵ Siehe Gebhard Fürst: Caritas – Das Liebestun als Auftrag der Kirche, in: *Diaconia Christi* 43 (2008), 97–108, hier 104 ff.

⁶ Informatives und Aktuelles findet sich auf der Homepage des IDZ: www.idz.drs.de.

⁷ Siehe Klaus Kieling Chunhee Cho/Viera Pirker (Hrsg.): Weltkirchliche Arbeit heute für morgen – Wissenschaftliche Studie in Gemeinden deutscher Diözesen (= Arbeitshilfen Bd. 235). Bonn 2009.

⁸ Siehe *Gaudium et Spes* Nr. 4, 32 und 90.

⁹ Zu biblischen Zugängen zur Stellvertretung siehe Bernd Janowski: An die Stelle des anderen treten. Zur biblischen Semantik der Stellvertretung, in:

J. Christine Janowski / Bernd Janowski / Hans P. Lichtenberger (Hrsg.): Stellvertretung. Theologische, philosophische und kulturelle Aspekte, Bd. 1: Interdisziplinäres Symposium Tübingen 2004. Neukirchen-Vluyn 2006, 43–68, und Ruth Fehling: «Jesus ist für unsere Sünden gestorben.» Eine praktisch-theologische Hermeneutik (= Praktische Theologie heute Bd. 109). Stuttgart 2010.

**DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG**

verschenkten Leben. «In diesem Heilsoffer Christi solidarisiert sich Gott mit allen entmenslichten Opfern... Daraus folgt ein sozialkritisches Potential: Jede weitere entfremdende Opferung kann nun in Christi Namen nicht mehr gerechtfertigt und erpresst werden, sondern nur noch aufs allerheftigste verurteilt werden.»¹⁰

Mit der Menschwerdung Gottes setzt unsere eigene Menschwerdung ein. Und wenn der Gekreuzigte in das Reich des Todes hinabsteigt, so tritt er in seinem Tod und durch seine Auferstehung in die Solidarität mit den Toten und ihrem Leid ein; so begründet er Solidarität unter den Menschen über den Tod hinaus; so eröffnet er die Vision einer Weltgemeinschaft, die auf göttliche Solidarität setzt. Theologisch orientiert sich diese Vision an einer Zukunft, die sich menschlichem Zugriff entzieht. Sie richtet sich aus an einer Lebenswelt, in der die Qualitäten Gottes zur Lebensqualität menschlicher Verhältnisse geworden sind.

In diesem Horizont lässt sich einer brutaler denn je um sich greifenden Globalisierung des Profits und des Elends eine Globalisierung der Solidarität entgegenhalten: Der Weltkirche ist als ältestem «global player» das «global prayer» anvertraut, und zu ihrer Mission gehört die Anwaltschaft für die Armen und Unterdrückten sowie die Pflicht, stellvertretend einzutreten und die Stimme zu erheben für diejenigen, die keine Stimme haben, überhört werden oder verstummt sind.

Solidarität ist der biblischen Idee der Stellvertretung verpflichtet – nicht so, dass es Opfer braucht, damit Gott sich versöhnen lässt, aber so, dass Menschen füreinander eintreten. Solidarität will demjenigen, dem sie gilt, dessen Platz nicht wegnehmen, sondern ihm den Raum für dessen eigenes Dasein schaffen. Stellvertretung meint einen Einsatz, der das Gegenüber nicht ersetzt, sondern freisetzt.

Von einer «Diakonie der Stellvertretung»¹¹ spricht übrigens auch der Papst – schon lange bevor er Benedikt XVI. wurde: Er führt unter Verweis auf das Bild des Moses (im Buch Deuteronomium) und die Gottesknechtlieder (bei Jesaja) aus, «dass die Idee der Stellvertretung eine der Urgegebenheiten des biblischen Zeugnisses ist, deren Wiederentdeckung dem Christentum in seiner heutigen Weltenstunde zu einer entscheidenden Erneuerung und Vertiefung seines Selbstverständnisses verhelfen kann».¹² Und je länger ich Diakon bin, desto lebenswichtiger wird mir eine Praxis der Stellvertretung – auch in der Hoffnung, dass daraus eine eigene Gestalt diakonischer Spiritualität¹³ erwächst.

4. ... in der Kirche als erstem Ort der Stellvertretung

Kirche verstehe ich als den ersten Ort einer Stellvertretung, die dazu befähigt, in der Welt Verantwortung zu übernehmen. Sie wirkt als Stellvertreterin aller Völker

vor Gott und zugleich als Stellvertreterin des nicht mehr anwesenden Jesus Christus für und vor den Menschen.

In der Sendung der Kirche bleibt der Inhalt ihrer Botschaft der Massstab, an dem Zeuginnen und Zeugen sich orientieren: «Du kannst nur das evangelisieren, was du von Herzen liebst.»¹⁴ Schliesslich ist ja auch unser Glaube nicht die Bedingung für Gottes Liebe; Glaube ist vielmehr die Auskunft darüber, dass Gott alle Menschen bedingungslos liebt, so dass sie sich verändern können. Gott ist als Vater, Sohn und Geist selbst Beziehung, Gottes Geheimnis lebt als Beziehung und in Beziehung: Ohne die spirituelle Rückbindung und Verwurzelung der Mission in der grenzüberschreitenden Liebe Gottes würde sie zum Machwerk der Menschen und ihrer Ausgrenzungen.

Mission betreibt die Kirche nicht aus sich selbst. Sie verdankt sich vielmehr dem Sendungsauftrag Jesu Christi und setzt dessen Sendung nach Kräften fort. Sie lebt durch jene, die bezeugen, was ihnen selbst widerfährt. Die Erfahrung, unbedingt angenommen und geliebt zu sein, lebt nur fort, wenn Menschen diese nicht wie einen Raub für sich behalten, sondern mit ihren Mitmenschen teilen. Mission zielt auf das Mitteilen des Evangeliums.

Wenn Pastoral sich nicht exklusiv binnenkirchlich versteht, sondern im Sinne des Konzils als kreative Konfrontation des Evangeliums mit der Gegenwart, so zielt sie auf eine solidarische Verbundenheit mit allen. Dann setzt sie auch nicht auf eine Ideologie des Gesundheitschumpfens unserer Kirche, schon gar nicht mit elitärem Bewusstsein.

Mission betreibt die Kirche nicht nur nicht aus sich selbst, sondern auch nicht für sich selbst,¹⁵ sondern zugunsten derer, deren Würde angetastet ist und die unserer Solidarität am meisten bedürfen – unabhängig davon, ob sie zur Kirche gehören oder nicht. Denn nicht die Kirche ist das Ziel, sondern das Reich und die Solidarität Gottes, «damit auf Erden sein Weg erkannt wird und unter allen Völkern sein Heil» (Ps 67,3).

5. ... in Stellvertretung für unersetzliche Menschen

Menschen sind unersetzlich, sonst würden sie sich und ihre Menschenwürde verraten. Aber wem bin ich unersetzlich? Wer diese Frage nicht stellt, der verfehlt das Geheimnis jedes unersetzlichen Menschen. Und unersetzlich bin ich einzig denen, die mich lieben – solange sie mich lieben. Zu einem Unersetzlichen werde ich nicht aus mir selbst, sondern indem ich angewiesen bleibe auf andere. Unersetzlich bin ich denen, die ihre Hoffnung auf mich setzen. Und gerade dann kann ich mich in meiner eigenen Schwachheit annehmen, ohne an ihr zu verzweifeln. Dabei bin und bleibe ich – bewusst oder nicht – angewiesen auf Stellvertreter, die für mich eintreten, ohne aus mir eine Null zu machen.

¹⁰ Pierre Bühler: Warum müssen wir uns heute noch in Theologie und Verkündigung mit dem Opfer befassen?, in: Hans Jürgen Luibl / Sabine Scheuter (Hrsg.): Opfer. Verschenktes Leben (denkMal – Standpunkte aus Theologie und Kirche Bd. 3). Zürich 2001, 3–7, hier 6.

¹¹ Joseph Ratzinger: Stellvertretung, in: Heinrich Fries (Hrsg.): Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 4. München 1970, 127–137, hier 129.
¹² Ebd., 137.

¹³ Siehe Klaus Kießling (Hrsg.): Diakonische Spiritualität. Beiträge aus Wissenschaft, Ausbildung und Praxis (= Diakonie und Ökumene Bd. 3). Münster 2009.

¹⁴ Hermann Schalück: Am Anfang war die Beziehung. Über das Verhältnis von missionarischer Spiritualität und Dialog, in: Klaus Vellguth (Hrsg.): Missionarisch Kirche sein. Erfahrungen und Visionen. Freiburg i. Br. 2002, 79–86, hier 86.

¹⁵ Siehe Bernd Jochen Hilberath: Thesen zur Theologie des Diakonats, in: Klaus Kießling (Hrsg.): Ständige Diakone – Stellvertreter der Armen? Projekt Pro Diakonia: Prozess – Positionen – Perspektiven (= Diakonie und Ökumene Bd. 2). Münster 2006, 92–104.

«Wer nach den Strukturen gelebter Stellvertretung fragt, wird nicht umhin können, nach Christus zu fragen, also danach, in welchem Sinne sich die Stellvertretung beschreiben lässt, die die konkrete Person Jesus (...) freiwillig für alle (...) leisten soll.»¹⁶ Mein Stellvertreter, der an meiner Stelle glaubt, hofft und liebt, weil ich nicht glauben, nicht hoffen, nicht lieben kann, hebt mich nicht auf, so dass es auf mich nicht mehr ankäme. Vielmehr läuft er vor, und ich folge nach, andere folgen nach, weil er sich nach uns umsieht und uns ansieht. Er verleiht uns durch sein Ansehen Ansehen. Er leidet mit denen und an denen, die nicht nachkommen. Der Stellvertreter ist empfindlich für ihr Leid.

Mir liegt daran, die Weltgerichtsrede (Mt 25,31–46) ins Spiel zu bringen: Hier begegnet ausgerechnet in den Bedürftigen und Ausgegrenzten der, in dem Gott selbst begegnet. Dieser Umstand schürt (m)eine Skepsis gegenüber einem Repräsentationsgedanken, der speziell den Amtsträgern eine «repraesentatio Christi» zuschreibt. Dieser lateinische Begriff umschreibt – anders als die Stellvertretung – ein Verhältnis von Urbild und Abbild. Geraten Repräsentanten nicht in Versuchung «zu vereinnahmen, was (oder wen) sie repräsentieren»?¹⁷ Vor allem dann, wenn «die Absolutheit des Repräsentierten in einer Quasi-Absolutheit der Repräsentierenden abgebildet sein und von ihnen entsprechend geltend gemacht werden soll»?¹⁸ Die Weltgerichtsrede lese ich als biblische Kritik an solcher Vereinnahmung, denn göttliche Macht und Herrschaft bildet sich hier gerade nicht in weltlicher Macht und Herrschaft ab. Sie lässt sich überhaupt nicht einfangen, auch nicht von Amts wegen – ganz im Sinne des biblischen Bilderverbots. Jesus Christus begegnet in Leidenden und Ohnmächtigen: Diese Dynamik durchkreuzt ein ohnehin statisch anmutendes Urbild-Abbild-Denken. Diesem ziehe ich eine Diakonie der Stellvertretung vor, die zwar Demut verlangt, aber unverfänglich wirkt. Jesus Christus begegnet dann nicht in einer Einbahnstrasse, gar vom Amtsträger zum Bedürftigen. Die Weltgerichtsrede stellt genau diese Idee vom Kopf auf die Füße. Was aber heisst für den Diakon dann, «in persona Christi»¹⁹ zu dienen?

6. ... angesichts des Motu proprio «Omnium in mentem» (2009)

Diese Frage stellte sich mir schon in der Vorbereitung auf die eigene Ordination – und seither immer wieder, auch in der Ausbildung zukünftiger Mitbrüder, und erneut angesichts der Veröffentlichung des Motu proprio des Papstes vom 15. Dezember 2009. «Omnium in mentem» spricht den Bischöfen und Priestern zu, «in persona Christi Capitis» zu handeln, also in der Person Christi des Hauptes, nicht mehr aber den Diakonen. Die Einschätzungen darüber, wer und was den Papst zu diesem Motu proprio bewegte, sowie darüber, worauf er damit zielt, gehen nach

wie vor auseinander, sowohl unter den Diakonen weltweit als auch in theologischen Fachkreisen:²⁰ Da kenne ich diejenigen, die das Motu proprio so lesen, dass sie es uneingeschränkt begrüßen können, und zugleich diejenigen, die es so auffassen, dass sie in eine spirituelle Krise stürzen. Auch ich selber erlebe eine Irritation – ganz im Gegensatz zu jener Klarheit, die der Papst sonst pflegt und zeigt, beispielsweise in der Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt in unserer Kirche, in der er früher als viele Bischöfe Klarheit gesprochen hat, auch mit ihnen. Möglicherweise liegt die Absicht des Papstes darin klarzulegen, dass kirchliche Leitungsaufgaben bei Bischöfen und Priestern liegen und der Diakon «in persona Christi Servi» handelt, in der Person Christi des Dieners.

Zugunsten der Einheit des Ordo und zugunsten des Dienstcharakters aller Ämter halte ich mich an eine Wendung, die schon der Vorgänger Benedikts XVI. vorbrachte. Denn schon das Konzil lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass an «der Sendung und Gnade des Hohenpriesters (...) in eigener Weise auch (...) die Diakone»²¹ teilhaben. Nach Johannes Paul II. handelt der Diakon in der Person Jesu Christi, insofern Jesus Christus als Herr und Haupt der Kirche zugleich zum Diener aller wurde. In meinen Augen erinnert der Diakon an die sakramentale Würde der Geringsten.²² Er ist ihr Vertreter, solidarisch und spirituell, nicht aber ihr Ersatzmann. Er bringt Soziales als geistliches Lebensmittel ins Spiel.

7. ... in Fürbitten

«Von Christus geht alle Stellvertretung aus, und nur durch ihn und mit ihm und in ihm sind wir selbst Stellvertreter (...). «Kommunion» mit dem «Stellvertreter» Christus ist Gemeinschaft mit Gott an der Stelle des (...) fusswaschenden Sohnes.»²³ Am Kreuz spricht er eine Fürbitte aus für die Verbrecher, die mit ihm zur Hinrichtung geführt werden: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun» (Lk 23,34). Mit dieser Fürbitte eröffnet sich uns die Möglichkeit, dass wir Fürbitten aussprechen und so unseren Nächsten gleichsam zum Christus werden. Fürbitten bilden einen liturgischen Ort zur Einübung in eine Spiritualität christlicher Stellvertretung.

Solidarität lebt als Stellvertretung, und Stellvertretung entspringt dem Geist Jesu Christi. Hierher gehört das Zeugnis einer Frau, die ein Tal der Tränen durchschritten hat: «Zuallererst: In den allerschwersten Stunden hat der Glaube überhaupt keine Rolle mehr gespielt. Mein Verstand und mein Wille mochten ihn wohl weiterhin bejahen, aber für mein Herz war er unerreichbar. Er war kein Trost, keine Antwort auf verzweifelt quälende Fragen, keine Hilfe, wenn ich nicht weiterwusste. Ja, im Gegenteil: Nicht der Glaube trug mich, sondern ich musste auch noch den Glauben tragen. Doch, eine Hilfe war er: In seltenen, aber dann wirklich trostreichen Stunden hat es mir

DOSSIER DIAKONATS- TAGUNG

¹⁶ Dorothee Sölle: Stellvertretung (Gesammelte Werke Bd. 3). Stuttgart 2006, 88.

¹⁷ Jürgen Werbick: Repräsentation – eine theologische Schlüsselkategorie?, in: Michael J. Rainer / Hans-Gerd Janßen (Hrsg.): Bilderverbot (= Jahrbuch Politische Theologie Bd. 2). Münster 1997, 295–302, hier 300.

¹⁸ Ebd., 300.

¹⁹ Die Wendung «in persona Christi Capitis» findet sich im Codex Iuris Canonici. 2., verbesserte und vermehrte Auflage, Kevelaer 1984, can. 1008, und bezieht sich auf Episkopat, Presbyterat und Diakonat (can. 1009 §1), jedenfalls bis zum Jahr 2009.

²⁰ Siehe Martin Kirschner: Amtlich in der Person Christi handeln – als Diakon? Zur Theologie des Diakonats aus Anlass des Motu proprio «Omnium in mentem» vom 15. Dezember 2009, in: Diaconia Christi 45 (2010), 231–243.

²¹ Lumen Gentium Nr. 41.

²² Siehe Stefan Sander: Gott begegnet im Anderen. Der Diakon und die Einheit des sakramentalen Amtes (= Freiburger theologische Studien Bd. 170). Freiburg i. Br. 2006, 253 ff.

²³ Karl-Heinz Menke: Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie. Einsiedeln-Freiburg i. Br. 1997, 439.

DOSSIER
DIAKONATS-
TAGUNG

viel bedeutet, dass andere für die Kranken, für mich beteten. Ich habe meinen Mann manchmal darum gebeten, die gleichsam anonym zu Gott geschickten Wünsche («... und unsern kranken Nachbarn auch») auf mich zu lenken. Das hat mich dann wirklich beruhigt und mir ein wenig besseren Schlaf beschert, als sich sonst hätte erwarten lassen. Es war also weniger mein Glaube als der Glaube anderer, die Fürbitte anderer, die eine Rolle gespielt haben auf dem Weg zur Genesung.»²⁴

Jesus Christus als der Stellvertreter ermöglicht uns wechselseitige Stellvertretung.²⁵ Und in unsere Fürbitten schliessen wir auch jene ein, die vor uns gelebt haben und nicht vergessen sind. Auch kennen wir Heilige – als Fürsprecher für uns und einander.

Wenn einer des anderen Last trägt (Gal 6,2), so kann es auch geschehen, dass die wenigen Versammelten für die vielen beten, die derzeit nicht da sind. Und umgekehrt mögen die in der Welt Aktiven auch diejenigen vertreten, die kontemplativ leben. Auch Gemeinden sind miteinander verbunden, Ortskirchen und weltkirchliche Gemeinschaften – in gegenseitiger Stellvertretung. Und mir selbst bedeutet es viel zu spüren, dass irgendwo auf der Welt einer oder eine für mich betet – und ich für sie.

Diakone sind «Männer des Gebets», wie meine Spiritualin gern betont. Aber was, wenn ich im Gebet nichts vernehme, mit dem Geheimnis meines Lebens nicht in Berührung komme? Wenn ich klage, juble, vielleicht schreie? Ist mein Beten dann nicht immerhin schon ein Akt von Freiheit, von Freiheit gegenüber allem Bestehenden, in das ich verstrickt bin? Ist mein Beten dann nicht ein Ausdruck meiner Entschiedenheit, mich nicht mit alledem abzufinden – und angetrieben von einer Leidenschaft, mit offenen Augen zu sehen, verwandelt zu werden und meinerseits verändernd zu wirken? Ist mein Beten dann nicht schon ein Zeichen der Hoffnung darauf, dass mir das Herz weit wird und mir Kraft zuwächst, mit eigenen Händen zupacken zu können? Kraft, anders zu leben, damit andere leben können?

8. ... in Segensgesten

Bei alledem bleibe ich angewiesen auf den Segen, auf jene Gnade, nicht selber erringen zu müssen, wovon ich lebe, sondern mich fallen lassen zu dürfen in den Schoß Gottes. «Ebenso sieht der Segnende von sich ab. Denn er steht nicht für das Versprechen, das er gibt. Er spielt ein Spiel, dessen Regeln und dessen Ausgang er nicht garantiert. Das ist die Demut des Segnenden: Er spendet etwas, was er nicht hat, und seine eigene Blöße hält ihn nicht ab, aufs Ganze zu gehen und Gott als Versprechen zu geben. Der Segnende ist ein schlechter Buchhalter. Er bilanziert nicht, und er gibt nicht nur aus, was er hat. Er sagt nicht nur, was er verantworten kann; und er verspricht nicht nur, was er halten kann. Fallen lässt sich also nicht nur der Geseg-

nete, fallen lässt sich auch der Segnende in die Sprache und in die Geste, die grösser ist als ihr Herz.»²⁶

Und selbst wenn der Glaube der Segnenden und der Gesegneten schwach ist, so können beide doch Anleihen machen beim Glauben ihrer Schwestern und Brüder, den lebenden wie den toten. Spiritualität der Stellvertretung – in einer Welt der Gnade, in der genau diese Gnade lebt und in der das Unmögliche möglich wird.

9. ... in Hoffen in Stellvertretung – überall auf der Welt

Ich denke erneut an die Delegiertenversammlung des Internationalen Diakonatszentrums im Jahr 2008 in Südafrika, an einen dort veranstalteten Studententag²⁷ und an eine von HIV/Aids aufs Entsetzlichste bedrohte Welt, in der Vollwaisen aufwachsen, deren älteste Schwester nicht nur für ihre jüngeren Geschwister Sorge trägt, sondern auch schutzlos der Gefahr ausgesetzt ist, vergewaltigt und geschwängert zu werden. Zugleich lebt unser Gottesdienst in Soweto in mir fort, die Kraft der Frauenstimmen, der Tanz in der Liturgie und die starken Zeichen von Lebensfreude und Gottvertrauen. Doch wie finden diese Hoffnung und jene Hoffnungslosigkeit zueinander? Wer hofft für diejenigen, denen jede Hoffnung abgeht?

Ich denke an die Auswertung²⁸ eindrücklicher Gespräche mit lateinamerikanischen Mitbrüdern, an das Wirken eines argentinischen Diakons, der mit Gefangenen arbeitet, denen ein Beiname anhängt: «tumblero», was sich von «tumba», Grab, ableitet, weil sie würdelos dahinleben und sich gleichsam in einer Todeszone befinden. Stellvertretend wirken heisst dann nicht, ihnen ihre mögliche Schuld abzunehmen, für die sie selber einstehen müssen; stellvertretend wirken heisst aber, ihnen dort beizustehen, wo sie selber am Ende sind – aus der kraftvollen Spiritualität, von der diese Diakone zusammen mit ihren Frauen und Kindern Zeugnis geben.

Ich denke an russische Strassenkinder, die mir in Strassenschächten unterirdisch verlaufende Rohre zeigten, an denen sie sich in Winternächten bei klirrender Kälte wärmen, weil ihnen das Nachhausegehen noch unerträglicher wäre. Wer wird ihnen zum Nikolaus?

Ich denke an Jugendliche, die in der Ukraine ohne Eltern aufwachsen, weil diese im Ausland Geld verdienen müssen – Jugendliche, die sich und ihre Geschwister durchzubringen versuchen und dabei eine Gewaltbereitschaft entwickeln, mit der umzugehen mich an meine eigenen Grenzen brachte.

Ich denke an unglaublich mutige Ordensschwestern, die in Vorstädten Koreas mit denen arbeiten, die auf dem Weg einer rasanten Industrialisierung buchstäblich auf der Strecke blieben, und die ihrerseits Gefahr laufen, vergessen zu werden.

²⁴ Ingrid Weber-Gast: Weil du nicht geflohen bist vor meiner Angst. Mainz 1978, 32 f.

²⁵ Siehe Ottmar Fuchs: Aspekte einer praktischen Theologie der «Stellvertretung», in: J. Christine Janowski / Bernd Janowski / Hans P. Lichtenberger (Hrsg.): Stellvertretung. Theologische, philosophische und kulturelle Aspekte Bd. 1: Interdisziplinäres Symposium Tübingen 2004. Neukirchen-Vluyn 2006, 227–264, hier 257.

²⁶ Fulbert Steffensky: Schwarzbrot-Spiritualität. Neuausgabe. Stuttgart 2006, 180.

²⁷ Siehe Edith Raidt: Ein sozio-politischer Abriss über Südafrika, in: Diaconia Christi 43 (2008), 15–22, und Alison Munro: Katholische Soziallehre und ihre Antwort auf AIDS, in: Diaconia Christi 43 (2008), 39–53. Beide Texte gingen aus Vorträgen zu diesem Studententag hervor, der am 11. April 2008 am St Augustine College in Johannesburg stattfand.

²⁸ Siehe Michael Mähr / Klaus Kießling: Pro Diakonia Latina oder: Vom lebensnahen Mut der Diakone in Lateinamerika (Teile I und II), in: Diaconia Christi 42 (2007), 25–60 und 158–172.

Ich denke an junge Frauen in China, dem einzigen Land der Welt, in dem die Zahl der Selbsttötungen von Frauen die nationale Suizidrate von Männern übersteigt, und an alle Menschen, die an einer Kluft zugrunde gehen, die sich zwischen ihr leidvolles Dasein und ihre Hoffnungen schiebt – so schmerzlich, dass sie diese Kluft nicht zu überbrücken vermögen und darum ihre Hoffnungen fahren lassen.

Ich denke an diejenigen, die ich bei mir zuhause begleite: Wenn mein Leben in Finsternis zu versinken droht, brauche ich einen Menschen, der mir zum Licht wird, der seine Hoffnung in mich und in die Möglichkeiten Gottes mit mir setzt – trotz allem; einen Menschen, der vorläufig und stellvertretend für mich eine Brücke baut über jene Kluft zwischen leidvollem Dasein einerseits und Hoffnungen andererseits. Nur wenn ich spüren kann, wie ein anderer mir und meiner Zukunft etwas zutraut, mein Fünkchen Hoffnung vorsichtig brennend hält, vermag ich selbst wieder Hoffnung zu schöpfen. Hoffnung lässt leben – darum ist es lebensnotwendig, dass andere für mich hoffen, bis ich selbst wieder ein Hoffender bin: Liebevoller Nähe und Treue können Raum und Zeit für eigenes Hoffen neu erschliessen und aus alles niederreissender Finsternis einen Weg ans Licht weisen.

Diese Liebe erzwingt nichts, sondern hofft alles: Der Stellvertreter lässt dem von ihm Vertretenen die Zeit, an seine Stelle zurückzukehren. Der Stellvertreter zwingt ihn nicht dazu, er hofft für ihn. Liebe ist als Hoffnung Stellvertretung. Der Stellvertreter macht sich abhängig, er weiss, dass er nicht machen kann, was und worauf er hofft, aber genau in dieser Ohnmacht ist er zur Liebe befreit.

10. Diakone als Stellvertreter der Armen

Diakone verstehen sich als Stellvertreter der Armen²⁹ – die sie nicht ersetzen, die sie nicht von dem ihnen zustehenden Platz verdrängen, für die sie sich aber einsetzen. Jesus Christus lebt nicht in einer Einbahnstrasse vom Amtsträger zum Bedürftigen, vielmehr sind wir alle Bedürftige und sind wir füreinander Christus, wie schon Martin Luther (1483–1546) betonte.³⁰ Jesus Christus schenkt sich uns, er ist die Quelle einer Spiritualität der Stellvertretung. Jesus Christus schenkt sich uns in Brot und Wein. Wir werden ein Brot, ein Trank. Wir werden einander Brot und Getränk für den Hunger und den Durst, den andere empfinden.

In dieser wechselseitigen Stellvertretung sind wir füreinander präsent – und echt präsent. Wie beim Erntedankfest wissen wir zwar nicht um die Echtheit der Brote und der Fische, die gebracht werden, aber: Auf jeden Fall ist der Jesus echt! Und ob andere Anwesende diesen kleinen Jesus als echt erlebt haben, hängt an der Aufmerksamkeit, an der Präsenz aller Beteiligten. Und auf diesen Einsatz, auf diese Präsenz, auf diese Spiritualität der Stellvertretung, auch auf einen Diakonats der Stellvertretung kommt es an. Darin sehe ich einen zentralen Beitrag zur Zukunft der Weltkirche: eine Chance, die sich mit diesem Amt für Diakonie, Kirche und Gesellschaft aufbaut; eine Chance, die wir nicht rückwärtsgewandt vertun und mutlos verkommen lassen dürfen; eine Chance, die wir beherzt aufgreifen und inhaltlich füllen mögen. Denn was nützt die Realpräsenz Gottes, wenn kein Mensch real präsent ist? *Klaus Kiessling*

DOSSIER DIAKONATS- TAGUNG

²⁹ Siehe Klaus Kießling (Hrsg.): Ständige Diakone – Stellvertreter der Armen? Projekt Pro Diakonia: Prozess – Positionen – Perspektiven (= Diakonie und Ökumene Bd. 2). Münster 2006.

³⁰ Siehe Tuomo Mannermaa: Der im Glauben gegenwärtige Christus. Rechtfertigung und Vergottung. Zum ökumenischen Dialog (= Arbeiten zur Geschichte und Theologie des Luther-tums Neue Folge Bd. 8). Hannover 1989, 171.

www.bischoefe.ch – neuer Internetauftritt der Schweizer Bischofskonferenz

Die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat ihren Internetauftritt vollständig überarbeitet. Die Homepage der Bischöfe hat neu die Adresse www.bischoefe.ch. Sie entspricht nicht nur dem neusten technischen Stand, sondern erhielt auch ein neues inhaltliches Konzept.

Das neue Gewand ist nicht nur flexibler, es ermöglicht gleichzeitig eine aktivere Kommunikation als bisher. Die Homepage ist zum einen Stimme der Schweizer Bischöfe, zum andern gibt sie Zugang zu den mannigfaltig verzweigten Kommissionen und Arbeitsgruppen der SBK. Neben Pressemitteilungen, Stellungnahmen und Hirtenschreiben sind auch Fotogalerien und Videos greifbar. Zu finden sind sie auf einfachem Weg über eine klare Rubrizierung und eine leistungsfähige Suchmaschine. Wer Französisch oder Italienisch dem Deutschen vorzieht, schreibt «www.eveques.ch» und «www.ivescovi.ch». Der Internetauftritt der Bischöfe ist konsequent dreisprachig gestaltet. Die Homepage wird von der Kommunikationsstelle der Schweizer Bischofskonferenz betreut. Konzeption und Umsetzung hat die Webmanufaktur Fritschy & Cie. AG, Bern, übernommen, die grafische Gestaltung stammt von

Grünig Corporate Design, Bern. Wie der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Norbert Brunner, im Editorial der Homepage betont, steht der neue Internetauftritt im Zusammenhang mit der Neuorientierung der kirchlichen Kommunikation in der Schweiz. 2008 hat die SBK in einer Erklärung die Stärkung der Kommunikationsmittel der katholischen Kirche als Priorität in der Seelsorge festgelegt. In der Zwischenzeit sind auf zahlreichen Stufen von den Pfarreien bis zur Bischofskonferenz konkrete Massnahmen ergriffen worden (Weiterbildung, personelle Verstärkungen, neue Internetauftritte, erneuerte Pfarrblätter).

Die Erneuerung der kirchlichen Kommunikation in der Schweiz hat ihre Grundlage in der vor 40 Jahren publizierten prophetischen Pastoralinstruktion «Communio et Progressio» sowie später erschienenen Dokumenten des päpstlichen Medienrates, darunter die Pastoralinstruktion «Aetatis novae» von 1992 über die «Revolution der menschlichen Kommunikation».

Freiburg i. Ü., 15. Juni 2011

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Die Kirche ergreift Partei, indem sie das Evangelium verkündet

Mediencommuniqué der 292. Ordentlichen Versammlung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) vom 6. bis 8. Juni 2011 in Einsiedeln

Die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat sich vom 6. bis 8. Juni 2011 in der Abtei Maria Einsiedeln zur 292. Ordentlichen Versammlung getroffen. Neben Sachgeschäften tauschten sich die Bischöfe über verschiedene Grundsatzfragen wie das Verhältnis von Orts- und Weltkirche aus. Wichtiges Thema der Erörterungen bildeten auch die Entwicklungen und Veränderungen im Verhältnis von Kirche und Politik.

Die Bischöfe erinnern daran, dass die katholische Kirche keine Parteipolitik macht. Sie ergreift Partei, indem sie das Evangelium verkündet. Die Kirche ergreift Partei für Menschen, die keine Stimme haben und wo die Würde des Menschen verletzt wird. Es ist die besondere Aufgabe der christlichen Laien, Männern und Frauen, sich in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft zu engagieren. Sie tun dies im Geist des Evangeliums, der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Die katholische Soziallehre bietet ihnen hierzu eine klare Orientierung. Weil alle Menschen als Kinder Gottes eine einzigartige Würde besitzen, setzt sich die Kirche mit ihrer Soziallehre dafür ein, dass diese Menschenwürde in Gesellschaft und Staat für alle Menschen respektiert wird. In allen Parteien engagieren sich Getaufte. Sie alle sind herausgefordert, dieses Engagement als Getaufte wahrzunehmen – zum ganzheitlichen Wohl jedes Menschen. Sie nehmen diese Herausforderung namentlich dann an, wenn sie sich für Gerechtigkeit für alle Menschen – die Voraussetzung für den Frieden ist – einsetzen, für sozialen Ausgleich und soziale Absicherung für alle, für Erziehung und Bildung und für den verantwortungsvollen Umgang mit der Schöpfung und den natürlichen Ressourcen. Die Schweizer Bischofskonferenz wird zum Eidgenössischen Bundesfeiertag am 1. August eine Botschaft zum Thema Kirche und Politik veröffentlichen.

In Kürze

– Bei der Seligsprechung von Johannes Paul II. wurde als Gedenktag für das Bistum Rom und die polnischen Bistümer der 22. Oktober festgelegt. Die Bischöfe und Territorialäbte beschlossen, dass am 22. Oktober

2011 in allen Schweizer Diözesen eine Messe zur Danksagung für das Leben und Wirken des seligen Johannes Paul II. gefeiert werden kann. Die Liturgischen Institute stellen dafür die nötigen Texte bereit.

– Die SBK hat einheitliche Normen für die Schweizer Bistümer über die Nutzung katholischer Sakralräume durch andere Konfessionen und Religionen vorbereitet. Sie veröffentlicht demnächst eine entsprechende Verordnung.

– Die Bischöfe werden im Anschluss an die nächste Versammlung der SBK, die vom 5. bis 7. September stattfinden wird, über den Zwischenbericht «Aufarbeitung und Prävention sexueller Übergriffe in der Seelsorge» informieren.

– Ab 1. September 2011 wird Weihbischof Denis Theurillat die Funktion des Jugendbischofs für die französische Schweiz übernehmen, um Weihbischof Dr. Marian Eleganti angesichts seiner neuen Aufgaben im Bistum Chur zu entlasten. Dieser nimmt weiterhin die Aufgabe des Jugendbischofs für die Deutschschweiz wahr.

Begegnung

Im Anschluss an die Versammlung traf sich die Bischofskonferenz mit dem Stiftungsrat und der Geschäftsleitung des Fastenopfers. Das Treffen diente der Information über die Entwicklungen im Fastenopfer und stand im Zeichen des 50-Jahr-Jubiläums des katholischen Hilfswerks. Die Bischöfe übermittelten Dank und Anerkennung für das grosse segensreiche Wirken des Fastenopfers.

Ernennungen

Die Schweizer Bischofskonferenz ernennt:

– zu Mitgliedern der Theologischen Kommission: Dr. Astrid Kaptijn, Professorin für Kirchenrecht an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz), Dr. Wolfgang Müller, Professor für Dogmatik und Leiter des Ökumenischen Instituts an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern, und Dr. Arturo Cattaneo, Professore invitato für Theologie und Kirchenrecht an der Theologischen Fakultät Lugano.

– zu Mitgliedern der Arbeitsgruppe Neue kirchliche Bewegungen und Lebensgemeinschaften: Pfarrer Alexander Pasalidi, Wegengstetten (AG), und Dr. Arnd Bünker, Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts, St. Gallen.

Einsiedeln (SZ), 8. Juni 2011

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

Peterspfennig

Aufruf zur Kollekte vom 26. Juni 2011

Papst Benedikt XVI. nimmt die besondere Aufgabe wahr, den weltweiten Zusammenhalt aller katholischen Gläubigen zu sichern. Um seinen apostolischen Auftrag, zu dem auch die Diakonie gehört, erfüllen zu können, braucht er unser aller Unterstützung. Der Peterspfennig gibt dem Papst die Möglichkeit, Werke der Nächstenliebe zu unterstützen sowie eigene Aktivitäten des Heiligen Stuhls zu fördern. Die Weltlage und die grosse Bedrängnis der Ärmsten rufen nach starken Zeichen der Solidarität. Als Oberhirte der Gesamtkirche nimmt sich der Heilige Vater auch der materiellen Notlagen armer Diözesen, Ordensgemeinschaften und Einzelpersonen an. Dank der Erträge der Kollekte für den Peterspfennig kann er unter anderem den Christen Osteuropas, Afrikas, Lateinamerikas und des Fernen Ostens Hilfe bringen. Die Schweizer Bischöfe rufen alle Gläubigen des Landes auf, grosszügig ihren Beitrag zur Kollekte für den Peterspfennig beizutragen.

Freiburg i.Ü., 15. Juni 2011

Bischof Norbert Brunner, Präsident SBK

BISTUM BASEL

Ausschreibung

Die vakante Pfarrstelle *Maria Rosenkranz-königin Ebikon* (LU) wird für einen Pfarradministrator oder einen Gemeindeleiter a. i. / eine Gemeindeleiterin a. i. zur Wiederbesetzung per 1. August 2012 ausgeschrieben (siehe Inserat). Interessenten melden sich bitte bis zum 14. Juli 2011 beim Diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch

BISTUM CHUR

Ernennungen

Nachdem die Amtsdauer des Gerichtsvikars, des Vizeoffizials und einiger Richter abgelautet ist, ernannte Bischof Dr. Vitus Huonder: Bischofsvikar Dr. Joseph M. Bonnemain, zum Gerichtsvikar der Diözese Chur; Generalvikar Dr. Martin Griching, zum Vize-offizial der Diözese Chur; zu Diözesanrichtern der Diözese Chur: Bischofsvikar lic. theol. Christoph Casetti, Chur; Prälat Dr. Markus Walser, Vaduz; Prof. Dr. Augustinus Lopez Kindler, Zürich; Prof. Dr. Urs Reber, Zürich.

Chur, 15. Juni 2011

Bischöfliche Kanzlei

Redaktioneller Hinweis: Für weitere Meldungen im Amtlichen Teil verweisen wir auf die nächste SKZ-Ausgabe.

katholisches pfarramt reiden

Röm.-kath. Pfarrei St. Johannes der Täufer in Reiden-Wikon

Die Pfarrei Reiden-Wikon ist eine aktive und vielseitige Pfarrei im idyllischen Wiggertal im Kanton LU mit hoher Wohn- und Lebensqualität.

Auf Sommer 2011 oder nach Vereinbarung suchen wir zur Ergänzung unseres Pfarreiteams eine/einen

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten 80%

Ihr Aufgabengebiet umfasst

- Gottesdienstgestaltung
- Beerdigungen
- Einzelseelsorge
- Hilfe in der Kinder-, Jugend- und Familienpastoral
- Religionsunterricht auf Primarstufe (Erstkommunion – Firmvorbereitung)
- Mitarbeit beim Versöhnungsweg
- weitere Tätigkeiten nach persönlicher Eignung

Wir erwarten von Ihnen

- Aufgeschlossenheit, Kontaktfreudigkeit und Initiative
- abgeschlossene theologische Ausbildung
- Team- und Integrationsfähigkeit
- Selbständiges Arbeiten

Wir bieten Ihnen

- Einführung und Unterstützung durch den Ortsseelsorger
- eine abwechslungsreiche Tätigkeit mit Raum für eigene Ideen
- flexible Arbeitszeiten
- eigener Arbeitsplatz
- Zusammenarbeit in einem aufgestellten Team
- Zeitgemässe Anstellung und Besoldung gemäss Richtlinien der Katholischen Landeskirche Luzern

Wir freuen uns auf Ihre vollständigen

Bewerbungsunterlagen.

Senden Sie diese bitte an:

Pfarradministrator
Jaroslav Platuński
Feldstrasse 2
6260 Reiden

und eine Kopie an das:
Personalamt des Bistums Basel
Baselstrasse 58
4501 Solothurn

katholisches pfarramt reiden

Röm.-kath. Pfarrei St. Johannes der Täufer in Reiden-Wikon

Auf Beginn des Schuljahres 2011/12 suchen wir zur Verstärkung unseres Katechetinnenteams eine/einen

Katechetin oder Katecheten 30%

Ihr Aufgabengebiet umfasst

- 3./4. Klasse mit Erstkommunionvorbereitung
- 5./6. Klasse mit Firmvorbereitung
- Mitarbeit bei der Gestaltung und Durchführung von Familiengottesdiensten
- Durchführung von Elternabenden

Wir erwarten von Ihnen

- Abgeschlossene katechetische Ausbildung
- Erfahrung in Unter- und Mittelstufenkatechese
- Teamfähigkeit
- Freude an der Arbeit mit Kindern

Wir bieten Ihnen

- Ein sehr gut eingespieltes Katechetenteam
- Moderne Infrastruktur
- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen gemäss Anstellungsordnung der Landeskirche Luzern
- Gute Weiterbildungsmöglichkeiten

Haben wir Ihr Interesse geweckt?

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne unser Bereichsleiter Religionsunterricht, Johannes Pickhardt, unter Tel.: 062 758 37 08 oder E-Mail: religionsunterricht@pfarrei-reiden-wikon.ch

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen

richten Sie bitte an:
Katholische Kirchgemeinde Reiden
Matthias Ettlin
Baumgartenweg 6
4806 Wikon



Unser Gemeindeleiter geht im Sommer 2012 in Pension. Wir suchen deshalb für unsere innovative und lebendige römisch-katholische Pfarrei Ebikon und ihre 7500 Mitglieder per 1. Juni 2012 oder nach Vereinbarung

einen Pfarradministrator/ eine Gemeindeleiterin a. i./ einen Gemeindeleiter a. i.

(Vollzeitstelle)

Wir suchen Sie!

Persönlichkeit und Führung

- Sie sind eine aufgeschlossene, integrative und gewinnende Persönlichkeit.
- Sie bringen Führungserfahrung mit und führen unsere Mitarbeitenden und Freiwilligen inspirierend und zielorientiert. Sie fordern, fördern und unterstützen sie.
- Sie können delegieren, um bewusst präsent zu sein und den Kontakt zu den Gläubigen – auch im Alltag – zu leben.

Vernetzung

- Sie sind ein/eine Seelsorger/in, der/die offen und aktiv auf Menschen jeden Alters zugeht.
- Sie setzen sich mit Kopf, Herz und Hand für die Zukunft unserer Pfarrei ein. Familien- und Jugendpastoral liegen Ihnen deshalb besonders am Herzen.
- Sie engagieren sich für unsere kirchlichen Gruppierungen und Vereine und unterstützen sie in ihrem Tun.
- Sie nutzen traditionelle und moderne Mittel für eine offene und aktive Kommunikation.

Glauben leben

Das Evangelium verkünden heisst für Sie, seine Werte als Hilfe im Alltag erfahrbar zu machen. Sie sind als Prediger ein Seelsorger, der Verstand und Herz erreicht.

Glauben feiern

Das Feiern der Eucharistie ist Ihnen ein zentrales Anliegen. Sie pflegen und fördern aber bewusst auch weitere Gottesdienstformen.

Gemeinschaft

- Sie unterstützen und pflegen die vielfältige, lebendige und bewährte Kultur in unserer Pfarrei. Sie sind bereit, mit uns neue Wege zu gehen.

Wir bieten:

- Eine vielseitige und lebendige Glaubensgemeinschaft
- Ein motiviertes Team mit breit gefächerten Fähigkeiten
- Mitarbeitender Priester im Teilpensum
- Aktive Vereine und Freiwillige
- Gute Infrastruktur
- Gepflegte Kirchenmusik
- Besoldung gemäss den Richtlinien der Landeskirche des Kantons Luzern
- Eine schöne Wohnung im Pfarrhaus

Weitere Auskünfte erteilen gerne:

- Ubald Zemp, Präsident des Kirchenrates, Höflirain 25, 6030 Ebikon, Telefon privat 041 440 18 07, Mobile 079 283 57 28, E-Mail rapax@bluewin.ch
- Peter Müller, Gemeindeleiter, Dorfstrasse 11, 6030 Ebikon, Telefon 041 444 04 84, Mobile 079 745 07 61, E-Mail peter.mueller@pfarrei-ebikon.ch

Verlangen Sie das aktuelle Pfarreiprofil, oder rufen Sie es auf www.pfarrei-ebikon.ch ab.

Bewerbung:

- Haben wir Ihr Interesse geweckt? Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte an das Personalamt des Bistums Basel, Baselstrasse 58, Postfach, 4501 Solothurn.
- Eine Kopie des Bewerbungsschreibens senden Sie an Ubald Zemp, Höflirain 25, 6030 Ebikon.

Nach den grossen Erfolgen von 1999 in Bern, 2002 in Winterthur, 2005 in Luzern und 2008 in Aarau mit 8300 Teilnehmenden:

Bis am 30. Juni anmelden
auf www.minis.ch

Das fünfte Minifest am 28. August 2011 in Zug für alle Ministrantinnen und Ministranten – der spannende Ausflug für die ganze Schar

Andere Minis aus der ganzen Deutschschweiz treffen, miteinander Gottesdienst feiern, lokale Zuger Bräuche kennen lernen, Breakdance und Hip-Hop ausprobieren, die Riesenrutsche erleben, beim grossen Gemeinschaftsprojekt «Fahnen malen» mitmachen, Tattoos malen, Bungee-Trampolin springen und vieles mehr ...

Auf dem Areal des Stierenmärtles, der Sporthalle, beim KBZ, rund um die Kirche St. Johannes und bei der Schützenmatt/Siehbachsaal warten in Zug viele tolle Ateliers und Attraktionen auf jüngere und ältere Minis. Die Gemeinschaft mit so vielen Minis muss man einfach erleben!

Die Anmeldeunterlagen wurden an alle Pfarrämter verschickt, sie sind aber auch bei der Arbeitsstelle DAMP in Luzern erhältlich (Tel. 041 410 46 38) oder übers Internet unter www.minis.ch (E-Mail: damp@minis.ch).

Bis bald am Minifest in Zug!



Deutschschweizerische
Arbeitsgruppe für
MinistrantInnenpastoral

... denn bei den Minis läuft etwas!

Pensionierter Priester,
ehemaliger Lehrer, übernimmt

Aushilfen

Auch ständige Mitarbeit
möglich.

055 440 56 72 Telefon/Fax
079 791 04 41 SMS



Mein eigenes Exemplar
skzabo@lzfachverlag.ch

Schweizer Opferlichte EREMITA



direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name

Adresse

PLZ/Ort

Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14

LIENERT KERZEN

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Dr. Mariano Delgado
mariano.delgado@unifr.ch
Prof. Dr. Barbara Hallensleben
barbara.hallensleben@unifr.ch
Prof. Dr. Michael Felder
michael.felder@unifr.ch
Universität Freiburg
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
Prof. Dr. Dr. Klaus Kiessling
Offenbacher Landstraße 224
D-60599 Frankfurt am Main
kiessling@sankt-georgen.de
Dr. Ursula Rapp
Kirchweg 12, A-6800 Feldkirch
ursula.rapp@aon.at

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76, Postfach
6002 Luzern, Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzfmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-
annahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Zum erweiterten Impressum siehe SKZ-Ausgabe
Nr. 20/2011, S. 338.